

150 Jahre

Jüdische Kultusgemeinde Erlangen



Freundeskreis der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen e.V.

2023

Festschrift

150 Jahre
Jüdische Kultusgemeinde
Erlangen



Vorwort

Dr. Hans-Markus Horst	3
---------------------------------	---

Grußworte

Dr. Josef Schuste	4
Dr. Joachim Herrmann	5
Dr. Florian Janik	6

Historischer Überblick

Werden und Vergehen der ersten Gemeinde von 1873	8
Die zweite Gemeinde von 1997	11

Jüdische Gelehrsamkeit

Einleitung	14
Professor Jakob Herz (1816 – 1871) – Gelehrter und Wohltäter	15
Moritz Morgenthau aus Pahres (Lehrer von 1881 – 1906)	18
Leopold Katz aus Bodenfelde (Lehrer von 1906 – 1923)	19
Justin Fränkel aus Obbach (Lehrer von 1924 – 1937)	21
Exkurs: Familie Fränkel in Cincinnati	23
Professorin Emmy Noether (1882 – 1935) – mathematisches Genie	25

Brennpunkte

Gescheiterter Synagogenbau im 19. und 20. Jahrhundert	28
Das Pogrom von 1938 und die Fleischmann-Thora	30
Erinnerung an zwei Ausgelöschte - Shlomo Lewin und Frida Poeschke († 1980)	33
Leerstellen in der Geschichte – Die Erinnerung an das antisemitische Attentat auf Shlomo Lewin und Frida Poeschke	36
Josef Jakubowicz – der Holocaust-Überlebende	39

Jüdische Identität – Interviews mit Gemeindemitgliedern von heute

Einführung	41
Rose und Henry Wanninger – die Wissenden	42
Ester Limburg-Klaus – die Macherin	44
Jakov Orlovski – der Weltenvermesser und sein Enkel	59
Anna Filipova – die Musikerin	63
Shmuel Wagner – der Kritiker	66
Sara – die Außergewöhnliche	68
Irina Gerschmann – die Künstlerin	59
Malerei und Textcollage 2008 – „Der Ewige Zug der Jüdischen Geschichte“	62
Bildlegende	64
„Der Ewige Zug der Jüdischen Geschichte“ – 3000 Jahre jüdische Kulturgeschichte	69
„The Eternal Track of Jewish History“	70

Der Vorstand der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen

Die Mitglieder und seine Aufgaben	71
---	----

Der Freundeskreis

Hans-Markus Horst - eine besondere Beziehung	73
--	----

Formelles

Bildnachweis / Bildbeschreibung	76
Impressum	77

Vorwort Dr. Hans-Markus Horst

Die jüdischen Gemeinden haben in Bayern im 19. und 20. Jahrhundert das gesellschaftliche und religiöse Leben mitgestaltet und bereichert. Dennoch wurden unter der nationalsozialistischen Herrschaft in Bayern 200 jüdische Gemeinden ausgelöscht. Auch die Erlanger Gemeinde wurde vernichtet, so dass nur vier jüdische Frauen in Erlangen den Holocaust überlebten.

Heute existieren wieder in 13 bayerischen Städten jüdische Gemeinden. Das ist nur ein Bruchteil früherer Größe. Doch die Nationalsozialisten konnten zwar die jüdischen Gemeinden zerstören, nicht aber das Judentum!

Hass auf Juden erlebt gegenwärtig in Deutschland wie in Europa wieder einen bedenklichen Aufschwung. Sowohl der versuchte Massenmord in Halle an Jom Kippur 2019 als auch der Skandal bei der documenta 15 sind Belege der fortwährenden Antisemitismusgeschichte. Immer noch bleibt heutiges jüdisches Leben in Europa und in Deutschland stark gefährdet, konkret durch rechtsextreme, linke und islamistische Gruppen. Michael Wolffsohn begreift daher jüdisches Leben und jüdische Welterfahrung nach wie vor als „Existenz auf Widerruf“.

Die jetzige Jüdische Kultusgemeinde Erlangen feiert heuer ihr 150jähriges Jubiläum mit der Stadt Erlangen, mit dem Freundeskreis der Kultusgemeinde und mit vielen Unterstützerinnen und Unterstützern. Mit 120 Mitgliedern ist sie zahlenmäßig zwar die kleinste Jüdische Kultusgemeinde in Bayern, aber auf Grund ihrer Geschichte und ihrer Mitglieder etwas Besonderes! Aus der ersten jüdischen Gemeinde von 1873 entstammen der für die Erlanger Stadtgeschichte so wichtige Gelehrte und Wohltäter Jakob Herz sowie das mathematische Genie Professorin Emmy Noether.

Bereits 1980 hatte Shlomo Levin versucht, für die Jüdinnen und Juden in Erlangen wieder ein religiöses und gesellschaftliches Zentrum zu schaffen. Viel Anerkennung erhielt er für seine Offenheit und für sein Engagement im christlich-jüdischen Dialog, etwa bei der Durchführung der Woche der Brüderlichkeit. Als sein Leben durch den ersten antisemitischen Mord in der Bundesrepublik Deutschland von rechtsextremer Seite ausgelöscht wurde, scheiterte zunächst auch die Gemeindegründung. Stark mitgeprägt wurde die zweite Gemeinde von 1997 durch den aus Oświęcim in Polen stammenden Josef



Jakubowicz, der trotz Inhaftierung in mehreren Konzentrationslagern den Holocaust überlebte. Er gab der Gemeindegründung wichtige Impulse.

Die vorliegende Festschrift „150 Jahre Jüdische Kultusgemeinde Erlangen“ will die Jüdische Gemeinde und jüdisches Leben in Erlangen sichtbar machen. Um Einblicke in das Leben gegenwärtiger Mitglieder der Gemeinde zu bekommen, wurden sieben Interviews durchgeführt: Etwa mit Jakov Orlovski, der in der UdSSR Sibirien vermessen hat, oder mit Anna Filipova aus der Westukraine, die hier eine Musikschule eröffnet hat.

Die Mitglieder der heutigen jüdischen Gemeinde bereichern unsere Stadtgesellschaft auf ganz besonders wichtige Art und Weise, da sie trotz der historischen Brüche ein vorurteilsfreies Miteinander in unserer Bürgergemeinschaft anstreben. Es ist für alle Mitglieder der jüdischen Kultusgemeinde selbstverständlich, dass sie sich in unsere Gesellschaft integrieren. Wir können und wir sollten sie dabei nicht nur unterstützen, sondern ihnen mit Aufmerksamkeit und Offenheit begegnen!

Dr. Hans Markus Horst

1. Vorsitzender des Freundeskreises der Jüdischen Kultusgemeinde

Grußwort Dr. Josef Schuster

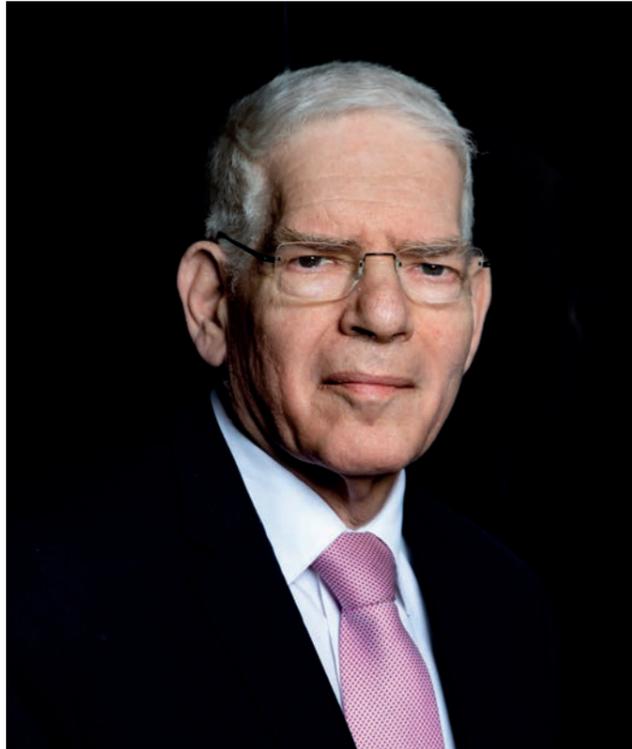
Liebe Leserinnen und Leser,

in den Gemeinden findet das Leben statt. Sie sind Anlaufstellen, Organisatoren, Seelsorger und vieles mehr. Eine Gemeinde kann für ihre Mitglieder auch zum Symbol werden: Wir gehören hier hin! In Erlangen reicht die Geschichte der jüdischen Gemeinde bis ins Jahr 1873 zurück. Dass Sie nun, fast 80 Jahre nach der Schoa, wieder so aktiv und vital ist, ist dem Engagement vieler Menschen zu verdanken, die – häufig ehrenamtlich – die Arbeit der Gemeinde prägen und prägen. Ihnen allen möchte ich einen großen Dank aussprechen.

Der Mord an Rabbiner Shlomo Lewin sel. A. und seiner Lebensgefährtin 1980 durch ein Mitglied einer rechtsradikalen Gruppierung war für Jüdinnen und Juden in ganz Deutschland, aber vor allem in Erlangen, ein großer Schock, von dem sie sich lange nicht erholten. Es dauerte bis 1997, bis mit der Gründung eines Vereins der Grundstein für die Jüdische Kultusgemeinde Erlangen gelegt wurde. Heute ziehen wir Kraft aus dem Andenken an Rabbiner Lewin; an sein unermüdliches Streben für den Aufbau jüdischen Lebens und zur Verständigung. Er wäre stolz auf diese Gemeinde und die vielen engagierten Menschen, die sie tragen.

Die Gemeinde hat für das Jubiläumsjahr ein beeindruckendes Programm auf die Beine gestellt. Nicht zuletzt die vielen Partner und Freunde zeigen: In Erlangen ist die Gemeinde ein integrativer Teil der Stadtgemeinschaft. Jüdinnen und Juden sind hier zu Hause und sie wollen hier zu Hause sein.

Dr. Josef Schuster
Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland



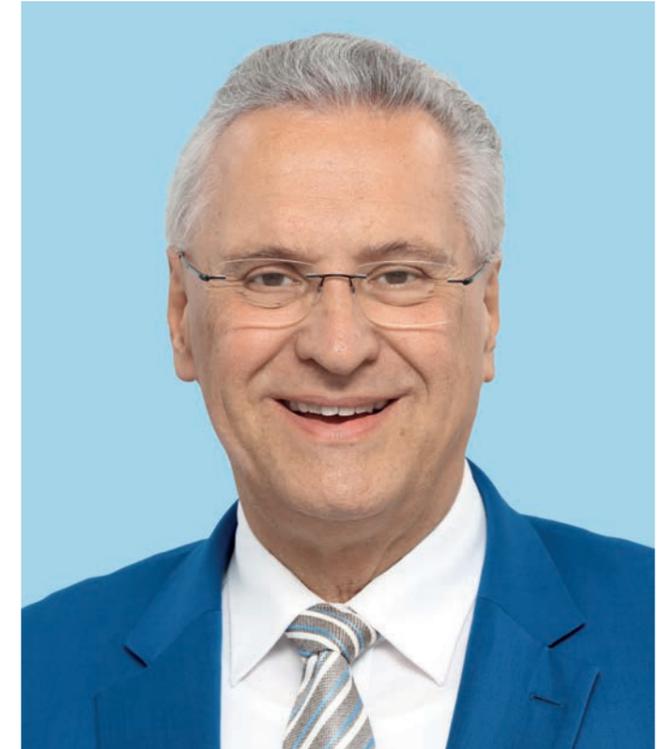
Grußwort Dr. Joachim Herrmann

Sehr geehrte Frau Ester Limburg-Klaus,
liebe Gemeindemitglieder,
meine Damen und Herren,

wir blicken heuer gemeinsam auf 150 Jahre Jüdische Kultusgemeinde Erlangen – ein großartiges Jubiläum, zu dem ich von ganzem Herzen gratuliere! Denn dank florierender Gemeinden wie Ihrer blüht heute jüdisches Leben wieder im Herzen Erlangens und jüdische Kultur und Lebensweise sind unverzichtbarer Teil unseres Landes. Das ist ein besonders kostbares Geschenk und historisch alles Andere als selbstverständlich.

Trotz Barbarei und Unmenschlichkeit, trotz NS-Schreckensherrschaft und Schoah sind einige überlebende jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger nach 1945 in Bayern und Deutschland geblieben und haben uns über die Gräben der Geschichte hinweg die Hand zur Versöhnung gereicht. Sie waren als Mahner und Wächter Geburtshelfer der jungen Demokratie in Deutschland. Dafür sind wir alle bis heute zutiefst dankbar! Denn auch maßgeblich dank ihrer Hilfe sind wir heute zu einem besseren, demokratischen Deutschland geworden, das die unveräußerliche Würde jeder und jedes Einzelnen achtet und verteidigt. Heute bekennen wir uns gemeinsam zu unserem christlich-jüdisch geprägten Wertefundament. Wir sind gemeinsam stolz auf unser abendländisches Erbe von Humanismus und Aufklärung, wie es im Grundgesetz und der Bayerischen Verfassung festgeschrieben steht. Und wir sind uns einig: Diese gemeinsamen Grundwerte sind für uns nicht verhandelbar.

Umso wütender machen mich deshalb wieder aufkeimende antisemitische Hetze, Hass und Gewalt. Gerade in Erlangen mussten wir dies 1980 mit der Ermordung des Rabbiners Shlomo Lewin und dessen Lebensgefährtin auf schreckliche Art und Weise erfahren. Als Bayerischer Innenminister und ganz persönlich betone ich unmissverständlich: Wer unsere jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger bedroht, stellt sich gegen Demokratie und Freiheit in unserem Land. In Bayern treten wir antisemitischer Polemik und Gewalt deshalb mit allen Mitteln des Rechtsstaats entgegen. Gegen diese Angriffe auf unser Zusammenleben wehren wir uns. Wir sind eine wehrhafte Demokratie – für Radikalismus und Antisemitismus ist kein Millimeter Platz in Bayern!



Vielmehr sind wir stolz darauf, froh und dankbar, dass es heute überall in Bayern und Deutschland wie hier in Erlangen wieder jüdische Gemeinden, neue Synagogen und lebendige Gemeindezentren gibt. Ich begrüße daher ganz besonders, dass auch Ihre Gemeinde aktuell eine eigene Immobilie für ein Haus des jüdischen Lebens mit Synagoge sucht. Ich habe darum auch gerne die Schirmherrschaft für dieses wichtige Projekt übernommen. Denn Ihre Gemeinde hier zeigt besonders eindrucksvoll, was Zusammenhalt und Miteinander über alle Altersgruppen und Generationen hinweg bedeuten. Dafür spreche ich allen Verantwortlichen und Gemeindemitgliedern meinen ganz besonderen Dank aus!

Ich gratuliere Ihnen allen nochmals herzlich zum 150-jährigen Jubiläum der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen. Möge Ihre Gemeinde weiter blühen und gedeihen – zum Wohle unserer Stadt und ihrer Menschen!

In diesem Sinne auf die nächsten 150 Jahre und weit darüber hinaus! Schalom!

Joachim Herrmann

Bayerischer Staatsminister des Innern,
für Sport und Integration
Mitglied des Bayerischen Landtags

Grußwort Dr. Florian Janik

150 Jahre jüdische Gemeinde in Erlangen ist zweifellos ein großes, ein wichtiges Jubiläum. Weniger des Zeitraums wegen als wegen der Religion dieser Gemeinschaft und ihrer Zugehörigkeit zu dieser Stadt. In Erlangen sind Juden zum ersten Mal 1408 bezeugt. Am 11. August 1472 erwarb der hochgeschätzte Erlanger Rabbiner Vögelein einen Acker. Seine Anwesenheit deutet auf das Vorhandensein einer kleinen Gemeinde. Theoretisch könnte das Jubiläum also auch 550 Jahre jüdische Gemeinde lauten. Auch fast 600 Jahre wären denkbar, wenn man an die seit 1431 gebildete jüdische Gemeinde in Bruck anknüpft, die nach Abwanderung der meisten Mitglieder 1873 mit der Erlanger Gemeinde fusionierte.

In der jüdischen Geschichte in Franken gab es neben Vertreibungen, Ansiedlungsverboten und Diskriminierung auch positive Entwicklungen. Während Markgraf Christian Ernst 1711 auf Wunsch der selbst aus Glaubensgründen aus Frankreich geflohenen Hugenotten den als wirtschaftliche Konkurrenz gefürchteten Juden die Niederlassung in der von ihm gegründeten Neustadt verbot, ließ derselbe Fürst 1707 in Bruck eine neue Synagoge errichten. 1811 stellte die dortige jüdische Gemeinde mit 184 Personen etwa 15 % der Einwohner. Von Anfang an durften Juden an der 1743 gegründeten Universität studieren und promovieren. Seit 1815 war jüdischen Schülern auch der Besuch des Gymnasium Fridericianum erlaubt.

Nach der Aufhebung der bis dahin geltenden Beschränkungen lebten 1867 bereits 64 Juden in Erlangen, das damals 11.564 Einwohner hatte. Am 15. März 1873 bildete sich mit Genehmigung der Regierung von Mittelfranken aus den hier wohnenden und den in Bruck verbliebenen jüdischen Familien eine eigenständige Israelitische Kultusgemeinde. Niemals war Erlangen in der Vergangenheit offener für Juden als damals. Am 6. Mai 1875 wurde auf dem Hugenottenplatz, parallel zum gleichgroßen Denkmal für den Universitätsgründer Markgraf Friedrich auf dem Schlossplatz, das doppelt-lebensgroße Bronze-standbild des Ehrenbürgers Prof. Jakob Herz (1816-1871) enthüllt. Als Monumentalplastik für einen Juden war es in ganz Deutschland, vielleicht sogar weltweit einzigartig. Am 15. September 1933 fiel es dem aufkommenden Antisemitismus zum Opfer. Am 30. September 1891 wurde im entlegensten Winkel der städtischen Gemarkung am Westhang des Burgbergs der ca. 1.300 qm große Israelitische Friedhof an der Rudelsweiherstraße eingeweiht.



Die meisten Gemeindemitglieder, vor allem Händler und Kaufleute, waren gut integriert. Am eindrucksvollsten zeigt sich die Zuwendung zu Gesellschaft und Nation, mit der man sich identifizieren konnte, als 1914 31 jüdische Bürger Erlangens – zwei als Kriegsfreiwillige – in den Ersten Weltkrieg zogen. Mindestens drei fielen, einige wurden ehrenvoll ausgezeichnet. Neben dem Anatomen Jakob Herz, dem ersten jüdischen Professor in Bayern, besaß die Universität mit dem Physiker und Erlanger Ehrenbürger Isidor Rosenthal (1836-1915) und dem Mathematiker Max Noether (1844-1921), dessen Tochter Emmy (1882-1935) bis heute als die bedeutendste Mathematikerin überhaupt gilt, herausragende Gelehrte mit jüdischen Wurzeln.

Hatten 1925 noch 161 Jüdinnen und Juden in Erlangen gelebt, so ging ihre Zahl im Nationalsozialismus ab 1933 durch Emigration, Tod oder Freitod weiter zurück. Vom Pogrom in der Nacht vom 9./10. November 1938 waren aus Erlangen 48 Personen betroffen. Im Holocaust wurden insgesamt 77 Jüdinnen und Juden mit Bezug zu Erlangen in Konzentrations- und Vernichtungslagern ermordet, davon 27 Patientinnen und Patienten der hiesigen Heil- und Pflegeanstalt. Drei weitere entzogen sich diesem Schicksal durch Freitod.

Nach 1945 kehrte nur eine Erlanger Jüdin in ihre Heimatstadt zurück, während aber andere hierherzogen. Seit 1971 pflegte Ilse Sponsel, die hierfür 1980 eigens zur ehrenamtlichen Beauftragten der Stadt ernannt wurde, Brief- und Besuchskontakte zu den Überlebenden oder ihren Familien. Am 19. Dezember 1980 wurden der Rabbiner und Verleger Shlomo Lewin, der angesichts steigenden Zuzugs jüdischer Bürger die Neugründung einer Gemeinde in Erlangen geplant hatte, und seine Lebensgefährtin Frieda Poeschke in ihrer Erlanger Wohnung vermutlich von Mitgliedern der sog. „Wehrsportgruppe Hoffmann“ erschossen.

Nach diesem antisemitischen Verbrechen dauerte es weitere 17 Jahre, bis der Zuzug von etwa 130 jüdischen Emigranten aus der früheren Sowjetunion zwischen 1995 bis 2000 am 19. Dezember 1997 zur Gründung einer Israelitischen Kultusgemeinde e.V. führte. Sie ist heute eine wichtige Akteurin im städtischen Leben. Nachdem sie bisher angemietete Räume als Synagoge nutzen musste, ist sie gegenwärtig auf der Suche nach einem eigenen „Haus des jüdischen Lebens in Erlangen“.

So ist dieses Jubiläum 150 Jahre jüdische Gemeinde heute besonders wichtig, weil dadurch ihre Zugehörigkeit zu Erlangen trotz Antisemitismus und Holocaust deutlich wird. Was im Dritten Reich und noch 1980 geschehen ist, darf sich nie mehr wiederholen. Die Stadt unterstützt die jüdische Gemeinde gerne bei der Suche nach einer eigenen Synagoge. Ich wünsche ihr eine glückliche Zukunft als aktivem Teil unserer bürgerlichen Stadtgesellschaft. Sie möge wachsen, blühen und gedeihen.

Dr. Florian Janik
Oberbürgermeister der Stadt Erlangen

Christof Eberstadt**Werden und Vergehen der ersten Gemeinde von 1873**

Im Erlangen am Beginn des 19. Jahrhunderts existierte aufgrund eines alten markgräflichen Beschlusses keine jüdische Einwohnerschaft. In den Orten rundum galten die restriktiven Bestimmungen im „Edikt über die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen im Königreich Bayern“ von 1813, in dem u. a. die Anzahl der jüdischen Familien an bayerischen Orten anhand von Matrikelnummern festgelegt worden war. In Erlangen selbst findet man bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gelegentlich jüdische Schüler, Studenten und Gelehrte sowie Viehhändler z.B. aus Büchenbach. Erst der 10. November 1861 brachte eine entscheidende Wende, als der bayerische Landtag das „Polizei-Strafgesetzbuch für das Königreich Bayern“ verabschiedete, in dem bestimmt wurde, dass Juden die freie Wahl des Wohnorts und der Berufsausübung eingeräumt wird.

Unmittelbar in diesem Zusammenhang begann der Zuzug jüdischer Familien aus nahe gelegenen Dörfern wie Uehlfeld, Bruck, Dormitz, Ermreuth und anderen in die Stadt Erlangen, so dass bald

die Notwendigkeit entstand, über die Einrichtung einer eigenen jüdischen Kultusgemeinde nachzudenken. Nach mehreren Jahren der Verhandlungen über Form und Ort der Ansiedlung gründete sich am 15. März 1873 die „Israelitische Cultus-Gemeinde Bruck-Erlangen“ mit einem ersten Betsaal in der Friedrichstraße 6 im Hause des Josef Levin unter Vorsitz des David Josef Brüll. 8 Männer und Frauen aus Bruck und 13 aus Erlangen waren Gründungsmitglieder.

In den Folgejahren konsolidierte sich das Gemeindeleben, vor allem, nachdem man am 31. März 1878 für 480 Mark monatlichen Mietzins ein Gemeindezentrum in der Dreikönigstraße 1 anmieten konnte, welches bis zum 30. Juni 1937 bestand. Im gleichen Jahr gab man sich eine Gemeindeverfassung. Dieser zufolge konnten Männer, die länger als drei Monate in der Stadt gemeldet waren, ordentliche Mitglieder werden, Frauen galten als außerordentliche Mitglieder.

Schon damals beantragte der Vorstand Adolf Jakob die Einrichtung eines eigenen Gemeindefriedhofs. Der Versuch wurde jedoch bald wieder eingestellt. Im Jahr 1880 werden 175 Gemeindemitglieder gezählt (Männer, Frauen, Kinder). Für die Anstellung eines eigenen Rabbiners war die Gemeinde nie

ausreichend wohlhabend, so dass jeweils die amtierenden Rabbiner von Baiersdorf, Ansbach oder Fürth die oberste religiöse Leitung übernahmen. Man konnte aber immer einen Religionslehrer anstellen, wobei mit Moritz Morgenthau (1881-1906), dessen Nachfolger und Schwiegersohn Leopold Katz (1906-1923) und schließlich Justin Fränkel (1924-1937) eine jeweils lang anhaltende Kontinuität für die wichtigen Ämter des Kantors, Schochets und Religionslehrers erreicht werden konnte. Diese Lehrer unterrichteten Kinder an der Sonntagsschule im Gemeindezentrum und ab 1887 auch an städtischen Schulen. Zum Neujahr 1910 konnte man das Gemeindezentrum modernisieren und um eine Lehrerwohnung in der Dreikönigstr. Nr. 3 erweitern. Die Miete allerdings stieg nun auf 1.000 Mark monatlich.

Ein außerordentlich wichtiges Ereignis im Gemeindeleben stellte der Erwerb und die Eröffnung des Friedhofs am Burgberg mit einem eigenen Tahara-Haus dar, der am 30. September 1891 nach nur vier Monaten Bauzeit im Beisein von Vertretern der

Kirchen und Behörden geweiht wurde. Für die Begräbnisse hatte man sich eine eigene „Leichen-Ordnung“ gegeben, eine Chewra-Kadisha (Begräbnis-Kommission) sorgte für die regelgerechte Tahara. Der Friedhof wurde bis 1939 regulär belegt und in der Zeit des Nationalsozialismus durch weitgehende Zerstörungen geschändet.

Die hohen Gesteungskosten für den Friedhof bedingten, dass gleichzeitig laufende Bemühungen der Gemeinde zur Errichtung einer eigenen Synagoge eingestellt werden mussten.

Die höchste Anzahl von Mitgliedern war mit 239 im Jahr 1890 erreicht, 1914 zählte man 224 Personen. Schon immer jedoch war die Fluktuation hoch und es wirkten die Nachbarstädte Fürth und Nürnberg als Magneten für den Wegzug jüdischer Personen und ganzer Familien, da sie wirtschaftlich besseren Erfolg versprachen. Im Mittel blieb man dann über die Jahre bei einem Mitgliederstand von rund 120. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs begann der Niedergang der Gemeinde. Zum einen zog die junge



Abb. 1: Bis 1893 wurden die Juden aus Bruck, Dormitz und Erlangen auf dem Friedhof in Baiersdorf bestattet.



Abb. 2: Hildgard Katz: Stillleben mit Chanukka Leuchter, Gebetbuch und Dreidel, etwa 1920

Generation vermehrt in andere Städte Deutschlands z.B. für ein Studium oder eine Arbeitsstelle, zum anderen begann auch die Auswanderung der Jungen ins Ausland; auch zogen Eltern zu ihren Kindern in deren neue Wohnorte. Letztlich ausschlaggebend jedoch war das ab 1920 feststellbare Erstarken des Rechtsradikalismus und Antisemitismus in der Stadtbevölkerung und der Universität Erlangens. Und mit Gründung der Ortsgruppe der NSDAP bereits am 31. Mai 1922 brach der Damm der Mitmenschlichkeit. Es folgten Jahre der Erniedrigung und Beleidigung von ausgewählten Personen, bis dann ab 1933, nun auch verbunden mit körperlicher Gewalt und staatlich verordnetem Zwang, die Verfolgung der Jüdinnen und Juden von Erlangen immer weiter zunahm. Zum 31. Juni 1937 musste die Gemeinde

meisten ihrer Wohnungen und einzelne Geschäfte sowie die Synagoge wurden verwüstet, geplündert und ausgeräumt. Damit war das Ende der ersten Erlanger Gemeinde eingeläutet.

Zum Schluss waren alle Verfolgten in den Freitod getrieben oder verjagt, geflohen, ermordet oder deportiert worden. Ihre Immobilien waren alle arisiert. Am 2. Februar 1944 meldete die seit 1934 geführte Judenstatistik „Erlangen ist zurzeit judenfrei“.



Abb. 3: 10.11.1938 Verwüstung in einer Erlanger Wohnung

ihr bisheriges Zentrum verlassen, da man mangels Mitgliederzahl bzw. Verarmung den Mietzins nicht mehr aufbringen konnte. Im Haus der Familie Wassermann in der Einhornstr. 5 fand man eine letzte Zuflucht. Die Schrecknisse kulminierten schließlich in den Ereignissen vom 10. November 1938. Am Tag der Reichspogromnacht wurden alle verbliebenen Erlanger Jüdinnen und Juden sowie einzelne Juden aus Forth und Baiersdorf gefangen genommen. Die

Christof Eberstadt Die zweite Gemeinde von 1997

Die am 15. März 1873 vor 150 Jahren gegründete erste Erlanger jüdische Gemeinde war am 8. Mai 1945 vernichtet. Was damals kaum vorstellbar war: Es sollte nicht das Ende jüdischen Lebens in Erlangen gewesen sein.

Bald nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs kamen aus bayerischen DP-Lagern (DP = Displaced Person) rund 60 junge Frauen und Männer zum Universitätsstudium nach Erlangen und begründeten einen jüdischen Studentenverband mit einem Gemeindezentrum am Bohlenplatz, zeitweise auch im ehemaligen Logenhaus. Aber nach Abschluss des Studiums bzw. nach Erteilung der Erlaubnis zur Auswanderung emigrierten die meisten von ihnen nach Übersee. Wenige blieben in Deutschland und schlossen sich den jüdischen Gemeinden von Fürth, Nürnberg, Berlin an. Für ein jüdisches Leben in Erlangen bedeutete dieser Exodus ein weiteres Mal das Ende.

In den 1970er Jahren begann sich der seit 1964 in Erlangen ansässige Nürnberger Vorstand Dr. Shlomo Lewin mit der Neugründung einer Erlanger Gemeinde zu befassen, mit Unterstützung der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Franken e.V. Der Doppelmord an ihm und seiner Lebensgefährtin Frida Poeschke am 19. Dezember 1980 durch einen Neonazi beendete diese Hoffnung.

In jenen Jahren nahm Ilse Sponsel als „Beauftragte der Stadt Erlangen für die Betreuung der ehemaligen jüdischen Mitbürger“ ihre Tätigkeit auf, mit der sie über gut 30 Jahre hinweg die Geschichte der alten Gemeinde aus dem Dunkel des Vergessens hervorholte und wieder aufleben ließ.

Gefördert durch den Zuzug aus Staaten der ehemaligen Sowjetunion ab 1996 erfolgte am 1. Dezember 1997 die Gründung der „Israelitischen Kultusgemeinde Erlangen e.V.“. Als Initianten auf jüdischer Seite sind Josef Jakobowicz und Rose Wanninger zu nennen, denen dieses vor allem zu verdanken



Abb. 4: Tafel der Mitglieder von etwa 1947 - Courtesy of the USHMM Washington



Abb. 5: Die Blaue Synagoge in der Hauptstr. 34 von 2000

ist. Sie wurden von vielen Interessenten unterstützt, über Parteien und Religionsgemeinschaften hinweg. Am 2. April 2000 konnte der Verein als Mieter seine erste Synagoge in der Hauptstraße 34 einweihen. Zum 110. Jahrestag seiner Eröffnung, also am

29. September 2001, wurde der alte Friedhof am Burgberg mit einem neuen Gräberfeld der Gemeinde zur weiteren Nutzung übergeben. 2002 lag die Mitgliederzahl bei 253, darunter 246 Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion. 2003 erfolgte die



Abb. 6: Gemeindezentrum mit Synagoge von 2010

Verabschiedung einer neuen Vereinssatzung. In ihr ist festgelegt, dass die Mitglieder ihren Wohnsitz in Erlangen oder dem Landkreis haben müssen. Die Bestimmung hatte zur Folge, dass die Mitgliederanzahl um 50 % abnahm, da viele in Nürnberg wohnhaft waren. Der Vereinsname änderte sich gleichzeitig zu „Jüdische Kultusgemeinde Erlangen e.V.“. 2004 gründete sich der „Freundeskreis der jüdischen Kultusgemeinde Erlangen e.V.“. Am 9. März 2008 bezog man die neue sogenannte „Blaue Synagoge“ in der Hindenburgstr. 38. 2009 erhielt man die Rechte einer Körperschaft des öffentlichen Rechts, was sich am neuen Namen zeigt: „Jüdische Kultusgemeinde Erlangen K.d.ö.R.“.

Heute residiert die Gemeinde, seit 2006 unter Vorsitz von Ester Limburg-Klaus, in der Rathsberger Straße 8b, in der sie mit einem jeweils fest angestellten Kantor ein lebendiges Gemeindeleben realisiert hat. Neben den üblichen jüdischen Festen lädt die Gemeinde zu Konzerten, Vorträgen und Lesungen ein sowie zu Führungen in der Synagoge und über den Friedhof. Bei allen Anlässen ist die Öffentlichkeit gerne gesehen. Zusätzlich finden von städtischer

Seite initiierte Veranstaltungen statt, bei denen die Mitglieder der Gemeinde als Gäste teilnehmen. Zu nennen sind z.B. der „Internationale Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust“, die „Woche der Brüderlichkeit“ im März, das jährliche Gedenken der Stadt Erlangen zu den Ereignissen in der Reichspogromnacht vom 9./10. November 1938.

2016 wurde auf dem Friedhof ein eigenes Holocaust-Denkmal eingeweiht und ein Jahr danach konnte das komplett restaurierte Tahara-Haus in Betrieb genommen werden. Seit 2022 ist der Friedhof von einem neuen Zaun geschützt.

Aktuell ist die Gemeinde verstärkt auf der Suche nach einem eigenen Gemeindezentrum mit Synagoge, nachdem die für Sicherheit erforderlichen Maßnahmen und Aufwendungen ein Ausmaß erreicht haben, das nicht mehr in einem gemieteten Objekt realisiert werden kann. Bei dieser Suche erfährt die Gemeinde eine erfreuliche Unterstützung von seiten der Bevölkerung, Wirtschaft, Religionsgemeinschaften und Politik.



Abb. 7: Holocaustdenkmal auf dem Friedhof von 2016 bei der Einweihung mit Christof Eberstadt

Einleitung

Jude zu sein, ohne die heiligen Schriften auszulegen, ist für fromme Juden unvorstellbar. Der Weitergabe des religiösen Wissens an die Kinder wurde großer Wert zugemessen, sei es durch einen Thoragelehrten, einen Religionslehrer oder eine Talmudschule. Das Erlernen der Thora als religiöse Übung setzt voraus, dass jeder männliche Jude lesen kann. Schon ab dem 4. Lebensjahr begann man mit hebräischen Buchstabiertafeln, um dann bis zur Bar-Mizwa, der Religionsmündigkeitsprüfung, flüssig und ohne Vokalisierungszeichen aus der Thora im Gottesdienst öffentlich lesen zu können. Ohne positive Vorurteile zementieren zu wollen - der allgemeine Wissensdrang großer Teile der jüdischen Bevölkerung geht sicher mit dem Bewusstsein des Lebens in der Diaspora einher. Seit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem 70 n. Chr. lebte das jüdische Volk zerstreut in aller Welt. Materieller Besitz konnte zerstört, genommen, verbrannt werden und galt gegenüber dem ideellen Wissen als minderwertig. Nur die Leistungen des Kopfes konnten universal bestehen, auf jeder Flucht gerettet werden und wurden von jedem Mitjuden geachtet. Aber gerade dieser „Vorsprung“ im Kopf und die geistige Beweglichkeit, die als Überheblichkeit ausgelegt wurde, waren wesentliche Grundlage eines soziologischen Antisemitismus im obrigkeitlich-antiintellektuellen Teutonentum der Kaiserzeit.¹

Die seit 1873 als „Israelitische Kultusgemeinde Bruck-Erlangen“² geführte Gemeinde, die durch Zuzug aus den umliegenden Dörfern Bruck, Büchenbach, Kairindach, Ermreuth, Dormitz, Baiersdorf und Forth bis 1890 die Höchstzahl von 257 jüdischen Einwohnern³ - also 1,4 % von insgesamt 17.559 Erlangerinnen und Erlangern - erreichte, versuchte die religiöse Unterrichtung durch gute Lehrer sicher zu stellen⁴. Die Gemeinde unterhielt von 1881 bis zur Auflösung im Dritten Reich immer einen hauptamtlichen Lehrer.

Dr. Martina Switalski

Professor Jakob Herz (1816 – 1871) – Gelehrter und Wohltäter

Bildung integriert! Dieser Leitspruch gilt heute genauso wie vor 154 Jahren für die Universitätsstadt Erlangen. Während Salomon Hirsch Burgheim bereits 1784 an der Universität Leipzig promoviert wurde, musste der 1839 promovierte und 1842 approbierte Arzt Dr. Jakob Herz (geb. 2. Februar 1816 – gest. 27. September 1871) als jüdischer Wissenschaftler in Bayern noch bis 1869 auf akademische Anerkennung warten. Er durfte 1847 eine Stelle als Prosektor an der Anatomischen Anstalt antreten, aber die Habilitation und Erlangung des Ordinariats in Chirurgie wurde ihm noch versagt. 1862 wurde er zum Ehrenprosektor mit jährlichem Gehalt und 1863 zum außerordentlichen Professor ernannt. Mit der ordentlichen Professur von 1869 stand er bereits im 22. Jahr seiner akademischen „Thätigkeit und drei Jahre vor seinem Tode“¹. Dennoch darf Herz als Vorreiter einer vielfältigen jüdischen Intelligenzija gelten, die Erlangens akademischen Weltruf festigte. Dazu zählen die 1907 promovierte Emmy Noether, der bei Max Noether 1881 promovierte Mathematiker des Cayley-Bacharach-Satzes Isaak Bacharach oder die 1929 in Jura promovierte Frauenrechtlerin Bertha Kipfmüller.

Die Integrität und Autorität von Jakob Herz war nicht unwesentlich für die Gründung der Erlanger jüdischen Gemeinde verantwortlich. „Mit Rücksicht auf die Universität, insbesondere auf deren Heilanstalten und Lehrer, namentlich auf Dr. Herz, Professor der Medizin, welcher selbst Israelite“² sei, genehmigte das bayerische Staatsministerium den Antrag auf die Gemeindegründung in Erlangen am 10. Juni 1871. Die „Israeliten“ sollten die Möglichkeit der „Befriedigung ihrer Cultusbedürfnisse“³ haben und ihr Gemeindeleben nicht mehr nach Bruck oder Baiersdorf verlegen müssen. Als orthodoxer Gläubiger befolgte Professor Herz auch die Gebote der Zedaka. Zedaka bedeutet mehr als Wohltätigkeit, weil das Judentum soziales Handeln konstitutiv setzt und nicht als freiwillige Tugend verhandelt.



Abb. 8: Dr. med. Jakob Herz um 1850

Professor Herz, dem Ehrenbürger der Stadt Erlangen, wurde am 16. März 1875 ein Denkmal am prominenten „Holzmarkt“, dem heutigen Hugentotenplatz gegenüber der Kirche, gestiftet⁴. Es gab zivilgesellschaftliche, berufliche, militärische und private Gründe für die große Ehrung, aber die charakterlichen schienen ihn außergewöhnlich zu machen. Man würdigte ihn als Schöpfer der chirurgischen Anatomie, der kostenlos Klumpfüße operierte, bzw. als Forscher der Narkologie wegen seiner Versuche mit Schwefeläther. Überdies war er jahrelang unentgeltlich als Assistenzarzt und Anatomiedozent tätig. Er war auch Träger des Ritterkreuzes I. Klasse des Verdienstordens vom Hl. Michael 1867 und widmete sich in den Kriegen von 1866 und 1870/71 freiwillig der Versorgung der Verwundeten. Seit 1869 war der Junggeselle Gemeindebevollmächtigter im Stadtrat, wo er für die Ziele der Deutschen Fortschritts-

¹ Götz Aly hat diesen soziologischen Antisemitismus des späten 19. Jahrhunderts in seinem exzellenten Essay seziiert, vgl. Aly, Götz: Warum die Deutschen? Warum die Juden? Gleichheit, Neid und Rassenhass, Frankfurt 2011.

² Das Gemeindebuch Protokoll vom 14. April 1873 notiert die Konstituierung der israelitische Cultusgemeinde Bruck-Erlangen. Aufgrund einer Verfügung des königlichen Bezirksamtes Erlangen vom 25. Juni 1873 war fortan der Name Israelitischen Cultusgemeinde Bruck-Erlangen zu führen.

³ StadtAE 6 A III 12517 Erbauung einer Synagoge in Erlangen, fol 1.

⁴ StadtAE 6 A III 12506 Zuteilung der Stadt Erlangen zu einer Israelitischen Kultusgemeinde 1872 nun Israelitische Cultusgemeinde Erlangen bis 1927, hier Satzung fol. 1; Die Satzung von 1911 sieht die Überwachung des Religionsunterrichts vor.

¹ Vgl. Besold, Eduard: Doktor Jakob Herz. Zur Erinnerung für seine Freund. Der Reinertrag zum Besten der Herzstiftung, Erlangen 1875.

² STAN Reg von Mfr, KdI ABg 1968, Tit Judensachen, Nr. 11: Beschluss des Staatsministeriums des Innern vom 10. Juni 1872, unfoliert.

³ STAN Reg von Mfr, KdI ABg 1968, Tit Judensachen, Nr. 11: Beschluss des Staatsministeriums des Innern vom 10. Juni 1872, unfoliert.

⁴ Jacob Andreas: Das Denkmal für Jakob Herz in Erlangen. Ein Beispiel für die Überwindung der Ausgrenzung, in: S. 124- 135, in: Freundeskreis der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen (Hg.): Der jüdische Friedhof in Erlangen, Amberg 2018.

Dr. Martina Switalski

Moritz Morgenthau aus Pahres (Lehrer von 1881 bis 1906)

Er hat Emmy Noether unterrichtet, aber sein Enkel war nicht Henry Morgenthau, der Deutschland nach 1945 zwingen wollte, zum Agrarstaat zu werden, sondern der Coburger, später New Yorker Politologe Hans Joachim Morgenthau. Wenn man von den „Offsprings“ ausgeht, müsste der erste Erlanger Religionslehrer revolutionär und charismatisch gewesen sein. Leider sind uns nur trockene Personalakten überliefert. Nach diesen meldet der israelitische

Moritz Morgenthau hatte mit Jeanette Schmidt (1846-1899) sechs Kinder, von denen die Tochter Johanna seinen späteren Nachfolger Leopold Katz heiratete.

Er unterrichtete laut Lehrplan mindestens neun Stunden Religion, biblische Geschichten, Gebetsübersetzungen, den Pentateuch, die Geografie Palästinas, die hebräische Sprache mit Gedächtnisübungen sowie Lesen und Schreiben. Neben der Werktags- und Sonntagsschule unterrichtete er ab 1885 auch die jüdischen Kinder an der Königlichen Studienanstalt (heute Gymnasium Fridericianum) und seit 1887 die



Abb. 10: Woche der Brüderlichkeit am 5.3.1978; Gebet vor dem Grab des Lehrers Moritz Morgenthau, Grab Reihe D-81

Kultusvorstand Gutmeyer der Königlich bayerischen Regierung von Mittelfranken am 23./24. Januar 1881 den Abschluss eines Dienstvertrages mit dem Religionslehrer Moritz Morgenthau, der, aus Pahres stammend, nach dem Vorbereitungsunterricht in der Präparandenschule Neustadt a. d. Aisch gewesen sei und dann von Schnodsenbach, Pahres, Egenhausen, Kaubenheim, Hüttenbach über Leutershausen, Binswangen nach Ottensoos gewandert sei. Man legte dessen zwölf Zeugnisse mit der Bitte um Anerkennung bei und bestätigte, dass er Religionslehrer für sämtliche israelitischen schulpflichtigen Kinder und Vorsänger, Gemeindeschreiber und Schächter in Personalunion sei⁵.

Mädchen an der Städtischen Höheren Töcherschule (heute Marie-Therese-Gymnasium), worunter auch Emmy Noether war, die allerdings schon in der vierten Klasse durch ihren Vater Prof. Max Noether vom Religionsunterricht abgemeldet wurde.

Max Morgenthau besserte sein Gehalt als Schächter und mit Beerdigungen auf und war demgemäß auch bei der Einweihung des Friedhofs am 1. Oktober 1891 zugegen, wo er den Psalm 16 betete. Dort liegt Max Morgenthau auch begraben, nachdem er nach 25 Dienstjahren 1911 verstarb.

Dr. Martina Switalski

Leopold Katz aus Bodenfelde (Lehrer von 1906 bis 1923)

Man soll ihn nicht an seiner Enkelin messen, denn Esther Vilar galt vielen als Anti-Feministin und Frauenvordenkerin zugleich. Er nahm sich 1923 im alten Kanal das Leben. Was zerriss Leopold Katz? Bürgermeister Dr. Klippel verpflichtete am 31. August 1906 Moritz Morgenthaus Schwiegersohn Leopold Katz als Lehrer. Katz war am 30. März 1875 zu Bodenfelde bei Hannover als Sohn der Kaufmannseheleute Joel und Johanna Katz geboren worden und hatte von 1892 bis 1895 die Fächer Religion, Bibelexegese, biblische Geschichte, jüdische Geschichte, Rabbinerschriften, Literatur, Raumlehre, Naturbeschreibung, Physik, Harmonie, Geige und Gesang¹ gelernt. Wie im Falle seines Schwiegervaters Morgenthau ersuchte die israelitische Kultusgemeinde um Aufnahme in die städtische Pensionskasse², aber Schulrat Hedenus konnte bei den nur acht Volksschul- und vier Sonntagsschulkindern von der ersten bis zur siebten Klasse keine Aufnahme in die Rentenkasse gewähren³. Leopold Katz treffen in der Folgezeit einige Schicksalsschläge. Am 23.9.1916 muss ihn Rektor Lehmann sowohl von seiner Aufgabe an der Städtischen Höheren Mädchenschule als auch am königlichen humanistischen Gymnasium und an der königlichen Realschule entheben, weil er am erst genannten heutigen Marie-Therese-Gymnasium Unterschleif betrieben hatte. Man warf ihm vor, dass er „im Laufe des vorigen Schuljahres [1915] wiederholt in widerrechtlicher Weise Noten in die Zensurlisten der israelitischen Schüler und des bei ihm wohnenden christlichen Schülers und in die, den Professoren der Realschule gehörenden Notizbücher“ eingetragen habe. Tatsächlich nahm Familie Katz Pensionsschüler auf, um die Haushaltsführung aufzubessern. Auch eine „deutsche Schulaufgabe“ für einen israelitischen Schüler schien er verfertigt zu haben, um diese als dessen Werk an Reallehrer Vogel weiterzuleiten. Familie Katz lebte nach diesem Vorfall prekär. Leopold Katz bekam

Rippenfellentzündung und die Folgen der galoppierenden Inflation zu spüren. Sein Gehalt betrug 4300 Mark zuzüglich einer Teuerungszulage von 2700 Mark. Ab dem 1. Januar 1923 erhielt er zwar Alterszulagen, aber bei den „teuren Lebensverhältnissen muss ein Gehalt von 7000 Mark als unzulänglich für einen Beamten bezeichnet werden, der 45 Jahre alt ist, 25 Dienstjahre zurückgelegt und eine Familie zu ernähren hat.“⁴ Der Stadtrat erbat die Hilfe des Ministeriums⁵, denn man war der anwachsenden Verteuerung auch in Erlangen mit der Ausgabe von Notgeld begegnet. Mitte August 1923 bis November 1923 wurden Banknoten im Wert von 13 Milliarden und 270 Milliarden⁷ ausgegeben.

Leopold Katz verzweifelte. Sein Ableben wird am 11. April 1923 von der Israelitischen Kultusgemeinde bekannt gegeben und in den Memoiren seines ehemaligen Schülers am Fridericianum, Alex Bauer, erwähnt. „Die jüdische Gemeinde erlitt kurz nach unserem Abschluss [1923] einen schmerzhaften Verlust. Unser Kantor und Religionslehrer Leopold Katz ging ins Wasser. Er war in einen geringfügigen Betrug verwickelt gewesen und war vorübergehend als Religionslehrer suspendiert worden. Niemand hatte erwartet, dass er in einen solchen Zustand der Verzweiflung geraten würde. Die Antisemiten beschuldigten die jüdische Gemeinde fälschlicherweise, ihren Geistlichen unterbezahlt zu haben, und lösten damit diese schreckliche Tat aus.“⁸ Lehrer Katz wurde in der Gräberreihe K1 im Grab Nr. 182 auf dem jüdischen Friedhof in Erlangen mit einer schlichten Grabinschrift beigesetzt. „Hier ist begraben Elieser, Sohn des Joel Cohen Katz, Lehrer und Vorbeter in der heiligen Gemeinde Erlangen, verstarb am Mittwoch, dem 25. Nissan im Jahr 683 der kleinen Zählung. Seine Seele sei eingebunden im Bündel des (ewigen) Lebens.“ Seine Frau Johanna/Hannchen (geboren am 16. April 1874 in Hüttenbach, gestorben am 21.10.1928 in Erlangen), geborene Morgenthau, folgte ihm nach langem und schwerem Leiden 1928 und liegt in der Gräberreihe E, mit dem Grab Nr. 102. Der gemeinsame Sohn Alex floh mit 26 Jahren nach der so genannten Machtergreifung vor den

¹ StadtAE 6.A.III 12507/ R.119 a. 2/8 Aufstellung eines Religionslehrers IKG Erlangen 1880-1937, fol 32.

² StadtAE 6.A.III 12507/ R.119 a. 2/8 Aufstellung eines Religionslehrers IKG Erlangen 1880-1937, fol 44.

³ StadtAE 6. A.III 12507/ R.119 a. 2/8 Aufstellung eines Religionslehrers IKG Erlangen 1880-1937, fol 49.

⁴ StadtAE 6. A.III 12507/ R.119 a. 2/8 Aufstellung eines Religionslehrers IKG Erlangen 1880-1937, fol V. Hedenus am 22. September 1916

⁵ StadtAE 6.A.III 12507/ R.119 a. 2/8 Aufstellung eines Religionslehrers IKG Erlangen 1880-1937, fol 65.

⁶ StadtAE 6.A.III 12507/ R.119 a. 2/8 Aufstellung eines Religionslehrers IKG Erlangen 1880-1937, fol 73.

⁷ Ziegler, Siegfried: Erlangen im Nationalsozialismus. Ausstellung im Stadtmuseum Erlangen 16.10.1983 bis 19.2.1984, Erlangen 1983, S. 9.

⁸ The roots of Alex Bauer a german-born 20th century jew vgl. S. 63 Zugriff am 29.3.2020

http://digital.cjh.org/exlibris/dtl/d3_1/apache_media/L2V4bGlicmlzL2R0bC9kM18xL2FwYWN0ZV9tZWV9tZWRpYS8xMjg3NTQx.pdf,

⁵ StadtAE 6.A.III 12507/ R.119 a. 2/8 Aufstellung eines Religionslehrers IKG Erlangen 1880-1937, fol 14.

Nationalsozialisten nach Buenos Aires und brachte seine aus Nürnberg stammende Frau und die 1935 geborene Tochter Esther als Stehgeiger und später als Verwalter einer Hazienda durch. Mutter und Tochter kehrten vor dem Krieg nach Nürnberg Ziegelstein zurück. Esther ging zum Medizinstudium nach Argentinien, dann ab 1960 wieder nach München. Ab 1971 lebte sie als streitbare Schriftstellerin Esther Vilar in Europa, bekannt geworden als Autorin von „Der dressierte Mann“ und „Die amerikanischen Päpstin“ und galt als Manneshelferin im aufbrandenden Geschlechterkampf und Antipodin von Alice Schwarzer. Ob sie das Grab ihres Großvaters in Erlangen besuchte, ist ungewiss.



Abb. 11: Das Grabmal für Leopold Katz (gest. 11. April 1923)

Jüdischer Friedhof Erlangen K1-182



Abb. 12: Das Grabmal für Johanna Katz, geb. Morgenthau (gest. 21. Oktober 1928)

Jüdischer Friedhof Erlangen E-102

Dr. Martina Switalski Justin Fränkel aus Obbach (Lehrer von 1924 bis 1937)

Der letzte Lehrer der jüdischen Gemeinde Erlangen vor deren Zerstörung durch die Nationalsozialisten war eine Art Wanderlehrer. 72,4 % der jüdischen Kinder besuchten in Bayern bereits 1911/12 christliche Volksschulen¹ und erhielten lediglich den Religionsunterricht von herumreisenden, jüdischen Lehrern wie Justin Fränkel. Seine Ausbildung an der Lehrerbildungsanstalt in Würzburg und an der israelitischen Präparandenschule in Höchberg wurde von seiner freiwilligen Meldung zum Kriegsdienst im Dezember 1915 bis zur unverletzten Rückkehr am 19. Januar 1919 unterbrochen. Er diente an der West- wie an der Ostfront und auf dem Balkan als Artillerist und Entfernungsmesser bei Flakformationen. Womöglich trug diese martialische Lebensschulung zu seinem zupackenden Wesen bei, das ihm schon bei den ersten Stellen an der Volkshauptschule in Ebelsbach und später in Hofheim-Lendershausen, aber v.a. im widerständigen Tun gegen NS-Unrecht attestiert wurde. Justin Fränkel heiratete am 13. August 1923 Frieda Blatt, die Tochter seines ehemaligen Lehrers Nathan Blatt aus seinem Geburtsort Obbach. Die Familie wohnte ab 1924 mit den beiden Kindern Ernst (geb. am 11. Oktober 1924) und Edith (geb. am 9. April 1927) in der Nürnberger Str. 30 in Erlangen². Fränkel war damals von der Erlanger Gemeinde als Kantor, Schochet und Religionslehrer für die israelitischen Kinder angestellt worden, „welche die hiesige Volksschule, die Fortbildungsschulen, das Gymnasium, die Realschule und das Mädchenlyzeum besuchen. Als vollbeschäftigter Religionslehrer kann er nicht gelten, da ihm ein Stundenmaß von 20 oder mehr Religionsstunden nicht zugeteilt werden kann“³. Geburtenrückgang, Assimilation und rückläufiges Interesse an jüdischer Erziehung führten ab den 1920er Jahren zu sinkenden Schülerzahlen. Fränkel hatte 1931 nur noch sieben Kinder mit vier Wochenstunden zu unterrichten und dementsprechende wirtschaftliche Einbußen. Er übernahm wie sein Vorgänger Katz das Amt des Seelsor-



Abb. 13: Justin Fränkel als Soldat im Ersten Weltkrieg

gers in der Heil- und Pflegeanstalt und betreute dort am 1. Januar 1931 insgesamt 21 Personen jüdischen Glaubens⁴.

Fränkels couragiertes Auftreten und seine Stellung als „Jude in der Öffentlichkeit“ brachten ihn immer wieder in Konflikt mit den antisemitischen Kräften seiner Zeit, aber er fühlte sich als Veteran protegirt⁵ und zunächst unverletzlich. Am 6. Mai 1932 diffamierte ihn das Beiblatt der nationalsozialistischen Wochenzeitung „Der Kampf“ als Tierquäler aufgrund seiner Arbeit als Schächter. 1933 setzte er sich für die beiden verhafteten Forther Cousins

¹ Prestel, Claudia: Jüdisches Schul- und Erziehungswesen in Bayern 1804 - 1933. Tradition und Modernisierung im Zeitalter der Emanzipation, Göttingen 1989, S. 93.

² Kauffhof, bzw. Spielothek Merkur

³ StadtAE 6.A.III 12507/ R.119 a. 2/8 Aufstellung eines Religionslehrers IKG Erlangen 1880-1937, fol 107. Fränkel erteilt an der Volksschule wöchentlich drei Stunden für sechs Schüler, an den Beruf-Fortbildungsschulen zwei Stunden, an der Realschule für einen Schüler zwei Stunden, am Mädchenlyzeum für vier Schülerinnen fünf Stunden, im Gymnasium sind z. Zt. keine israelitischen Schüler vorhanden.

⁴ Maschinenschriftliche Abschrift eines Fragebogens für die Seelsorge und Fürsorge in der Heil- und Pflegeanstalt Erlangen, StadtAE 33 Nr. 3 F.21.

⁵ StadtAE XIV.9. H 6b/1: Hans- Ulrich Thamer Bericht über Besuch bei Familie Fränkel in New York und Cincinnati im April 1982.

Schnaittacher beim Erlanger Bürgermeister Dr. Ohly ein. Er wehrte sich mutig, als ihn am 13. September 1934 der SA-Mann Dümmler erst provozierte und dann mit der Fahrradpumpe beim wöchentlichen Religionsunterricht in Forth blutig schlug. Nach Demütigungen, offenen Schlägen auf der Straße und der Entlassung ab dem 13. Januar 1936 am Marie-Therese-Gymnasium Erlangen⁶ wurde es 1937 für Fränkel lebensgefährlich. Am 28. April wurde er von den Behörden auf Betreiben von Julius Streicher festgenommen und in das Würzburger Gestapogefängnis in der Ottostraße 1 gebracht. Seine Verhaftung stand im Zusammenhang mit einer ihm unterstellten Beteiligung am angeblichen Ritualmord an dem minderjährigen Karl Kessler von 1929. 1937 ließ man sieben Personen ins Würzburger Gestapo-Gefängnis bringen – darunter Justin Fränkel.

Frieda Fränkel besuchte ihren Mann und brachte, wie von der Gestapo vermerkt, Leibwäsche, Toilettenartikel und Zeitungen mit. Sie versuchte, die Familie durchzubringen und zusätzlich die erhöhten Ausgaben für Anwalts-, Fahrt- und Unterkunftskosten sowie die Bestechungs- und Schmiergelder der Wärter für die Anlieferung koscheren Essens aufzubringen. Weil Frieda seit Mai keine Gehaltszahlung mehr erhalten⁷ hatte, bekam die Familie ein Darle-

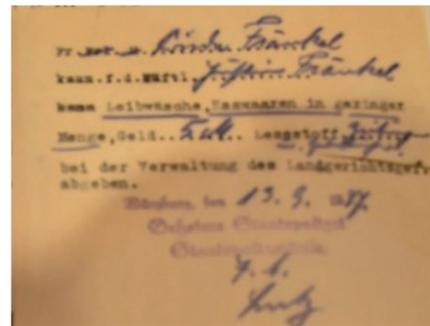


Abb. 14: Frieda Fränkel liefert Leibwäsche an die Würzburger Gestapo am 13.9.1937

hen in Höhe von 5000 RM vom Verband Bayerischer Israelitischer Gemeinden in München. Nach sechseinhalb Monaten in Haft wurde Fränkel am 11. November 1937 wieder entlassen. Er setzte dann auf Initiative seiner Frau und des Zentralverbands alles daran, die Emigration für sich und seine Familie zu erwirken. Wegen der alltäglichen Drangsalierung in Erlangen waren die Kinder Edith und Ernst mittlerweile an der jüdischen Schule in Fürth untergebracht worden, wo sie ungestört lernen konnten. Einer der Mitschüler dort war Heinrich, der später als Henry Kissinger und Außenminister der USA weltberühmt wurde.

In seiner letzten Rede vor der Emigration am 1. August 1938 sprach Fränkel vom „Kommen und Gehen“, zwei scheinbar unscheinbaren Wörtern. „Welche Welt voll Freude od[er] Glück liegt nicht in dem Wörtchen ‚Kommen‘; welchen Schmerz bereitet nicht oft das Wörtchen ‚Gehen‘! ‚Kommen od[er] Gehen‘ – Menschen kommen – od[er] Menschen gehen; Generationen lösen einander ab; also ein ewiges Kommen od[er] Gehen, das den Inhalt unseres Lebens; ja des Lebens od[er] der Geschichte der Menschheit erfüllt.“



Abb. 15: Kantor Justin Fränkel an der Bimah der Synagoge; Aufnahme vermtl. 1937

Dr. Martina Switalski und Julian Unger Familie Fränkel in Cincinnati

Julian Unger übersetzte im Sommersemester 2020 das Oral-History-Projekt „Survivors of Hitler's Germany in Cincinnati“ als Basis seiner Arbeit über das Weiterleben der Familie Fränkel in Amerika nach der Flucht aus Erlangen 1937.¹

Die vierköpfige Familie Fränkel gelangte nach Justins Gestapo-Haft in Würzburg über einen Cousin an ein Affidavit, so dass sie nach der Flucht aus Erlangen ab dem 1. August 1938² über Holland, Southampton und die Normandie an Bord der „SS Normandie“ am 15. August 1938 in New York anlandeten. Die Familie durfte zwar Besitz, aber keinen Schmuck oder Bargeld mitnehmen und musste vor der Ausreise 1000 Dollar Steuern zahlen. Heimlich gelang es Fränkel ca. 500 Dollar auf ein Bankkonto in Manhattan zu überweisen. Nach ihrer Ankunft wurde die Familie für sieben Wochen von Verwandten aufgenommen, die in Belle Harbor, in der Nähe von New York, lebten. Justin suchte Arbeit, war aber nicht bereit, samstags zu arbeiten und damit gegen die religiösen Gebote des Judentums zu verstoßen. Da er unter diesen Bedingungen in New York nichts fand, wurde er von der Hebrew Immigrant Aid Society nach Cincinnati geschickt. Dort half ihnen der National Council of Jewish Woman, die Familie inmitten anderer jüdischer Flüchtlingsfamilien anzusiedeln. Justin Fränkel fand eine Anstellung in der E. Kahn's Sons Company, einer Schlacht- und Fleischverpackungsfirma, als Vorarbeiter in der Abteilung für rituelles Schlachten. Die Arbeitsbedingungen waren schlecht, denn er musste von 7.00 Uhr bis 17.00 Uhr für lediglich 18 Dollar Lohn pro Woche arbeiten. Die Familie wohnte in den Landon Court Apartments in der Burnet Avenue. Die hohe Miete von 50 Dollar im Monat konnte sich die Familie nur leisten, weil sie Untermieter aufnahm, die Frieda Fränkel mit Essen und frischer Wäsche versorgte.

Auch die Kinder mussten neben der Schule arbeiten, um Geld zum Familienunterhalt beizusteuern. Als deutsche Juden 1940 im Untergeschoss der Landon Court Apartments die Firma Standard Textile Company gründeten, arbeitete Frieda in Heimarbeit als Näherin für diese Firma. Trotz der geringen Finanzdecke bemühte man sich, Friedas Bruder mit seiner verzweifelten Frau Else und den Neffen Walter und Ralph aus München die Ausreise zu ermöglichen³, und wog immer wieder Hilfsmöglichkeiten ab. Die Münchener schrieben häufig und zermürbt. *Ihr Lieben in Cincinnati, [man] meint, dass nun unsere Vorladung an das Konsulat erfolgen muss. Wir hoffen das auch, aber erfahrungsgemäß lässt sich das Konsulat sehr viel Zeit. [...] Es ist so traurig, dass keine Möglichkeit besteht, jetzt schon etwas für [I]eue Mutter zu tun in Bezug auf Auswanderung. Denn dass es für sie und für uns heute noch viel schwerer ist, wenn wir einmal weggehen, ist selbstverständlich. Dass du, [I]eue Friedel, wieder vermietet hast, freut mich sehr. Hoffentlich habt ihr wieder Glück mit den neuen Mietern.*



Abb. 16: Western Union; Berlinger an Justin Fränkel 04.05.1939

Man lebte zwischen den Heimans, Guttmans, Kaufmanns, Rabensteins, Kugelmanns oder Teitzens, alles angesehene Akademiker aus Deutschland, und Fränkel gründete bereits 1939 mit Dr. Teitz im Exil für 40 bis 50 Familien die orthodoxe, deutsch-jüdische Glaubensgemeinschaft „New Hope“⁴, die der Mittelpunkt des sozialen Lebens des Ehepaares Fränkel wurde. Für die Kinder wurde der Gate Club ein sozialer Rahmen und sie beeilten sich, erwachsen zu werden. Sie versuchten, sich in der neuen Welt gegenüber der amerikanischen Majorität durch Bildungsaufstieg zu beweisen, ohne die religiösen Vorstellungen der Eltern und die deutschen Traditionen zu verleugnen.

¹ Das eine Interview wurde mit Ernst Fränkel am 06.10.1982 geführt, wohingegen seine Eltern, Frieda und Justin Fränkel, schon am 22.12.1980 befragt worden waren. Das Projekt wurde durch den „National Council Of Jewish Women (NCJW)“ initiiert. <https://portal.ehri-project.eu/units/us-005578-irn39614-irn511376>; The interview with Ernst Frankel was conducted on June 10, 1982 for a joint project with the National Council of Jewish Women, Cincinnati Section and the American Jewish Archives of the Hebrew Union College - Jewish Institute of Religion entitled „Survivors of Hitler's Germany in Cincinnati: An Oral History.“ The United States Holocaust Memorial Museum acquired a copy of the interview in June 1990.

² Abmeldung StadtAE 33.3.F.127.

³ Brief an Familie Fränkel in Cincinnati aus München vom 9. Februar 1941 (Sammlung Schwarz-Fränkel NY)

⁴ Vgl. Zirbs, Christina, Darstellung eines Juden aus dem Raum Erlangen zur Zeit des Nationalsozialismus am Beispiel Jusin Fränkels, Facharbeit aus der Geschichte, Erlangen, 2007: LeoBaeckInstitut: MS 723; Thamer, Hans Ulrich, Bericht über Besuch bei Familie Fränkel in Cincinnati, OH und NY, 1982. Ilse Sponsel, Das Schicksal der Erlanger Juden in der NS-Zeit, Jürgen Sandweg, Erlangen, - von der Stumpfer zur Siemensstadt, Palm & Enke, Erlangen 1982 und Edward M. Frankel, A recent History of the Frankel Family, History 200, Dr. John Shrover, April 26, 1973.

⁶ Sponsel, Das Schicksal der Erlanger Juden in der NS Zeit, wie Anm. 11, S. 38f.

⁷ StadtAE, 33.3.F.25

⁸ StadtAE, 33.3.F.66

Ernst Fränkel beschreibt seine Fluchterfahrungen und Integrationsversuche 1982, indem er sich an die Armut und Tradition seiner Eltern erinnert. Er wurde religiös erzogen, hatte traumatische Erlebnisse zu verarbeiten und konnte sich zur Abschlussfeier das erste Eis leisten⁵. Er führte seinen geringen Kontakt mit amerikanischen Jugendlichen auf seinen Zeitmangel zurück, der durch die Schule und die „Hebrew school“ entstand. Er besuchte die Sommerschule und belegte zusätzliche Kurse, was ihn zu den oberen zehn Prozent seines Jahrgangs zählen ließ. Am 24. April 1944 wurden Justin und Frieda amerikanische Staatsbürger und überwachten die Ausbildung ihrer bildungsaffinen Kinder Ernst und Edith. Mit 18 Jahren kehrte Ernst als amerikanischer Soldat nach Europa zurück und sah nach der Ardennenoffensive auch Erlangen wieder. Er hegte nach eigenen Worten keinen Hass gegen die Deutschen und beugte sich der verlangten Neutralität der Army. Als er zwischen Kampfhandlungen nach Erlangen ging, traf er lediglich einen „shaky owner of that property we had“. Der Nutznießer arisierten Wohnraums hatte vielleicht Angst, dass die US-Army sein Haus rekrutiert, erkannte Ernst aber nicht. Ernst wurde erst zornig auf die Deutschen, als er Familienrecherche betrieb und erfahren musste, dass seine Cousins verschwunden waren und seine Großmutter mütterlicherseits in Theresienstadt umkam. „She had passed away on Yom Kippur in 1944. She almost made it to the liberation and I was told by people that knew her that she still kept her faith. She refused to eat non-kosher food till the end.“

Ernst suchte keinen Kontakt zu Deutschland. Seine Eltern kauften 1960 ein Einfamilienhaus in einem Vorort von Cincinnati und Justin blieb bis ins hohe Alter von 77 bei der E. Kahn's Sons Company und Frieda bei der Firma Standard Textile Company. Die Eltern Frieda und Justin Fränkel hielten den Kontakt zur alten Heimat, indem sie die mazewot, die Grabsteine, pflegen ließen und ehemaligen Bekannten schrieben.



Abb. 17: Portrait Justin Fränkels in Cincinnati

Als Fränkel am Fest der Simchat Thora, dem Thora-Freudenfest, am 19. Oktober 1984 verstarb, würdigte Ilse Sponsel, die ehrenamtlich Beauftragte des jüdischen Erbes in Erlangen, den letzten jüdischen Religionslehrer, Vorbeter und Schochet Erlangens als einen Mann, der niemals mit seinem Schicksal ausgesöhnt [war], aber dennoch bereit, gemeinsam mit seiner Frau Frieda, seinem Sohn Ernst und seiner Tochter Edith über Gräben und Gräber hinweg Brücken zu schlagen; dafür sind wir ihm über seinen Tod hinaus dankbar. Die Stadt Erlangen verneigt sich in Ehrfurcht und großem Respekt vor Herrn Justin Fränkel s. A.⁷. Ernst Fränkel kam 1994, Edith Schwarz-Fränkel fast 30 Jahre lang immer wieder nach Erlangen und bewahrte das Andenken an ihren couragierten Vater.



Abb. 18: Edith Schwarz-Fränkel beim Besuch in Forth 2019 mit Martina Switalski

2019 kommt sie auch nach Forth, wo ihr Vater als Wanderlehrer bis 1937 einmal wöchentlich im Haus der Familie Kimmelstiel die verbliebenen jüdischen Kinder, Albert Kimmelstiel mit Irma und Heinz Wassermann, unterrichtete.

Sie konnte sich an die Schläge des SA-Mannes mit der Fahrradpumpe auf den Kopf ihres Vaters noch erinnern und auch an die Umkehrung aller Tatsachen in der NS-Presse, die den Kantor als Aggressor hinstellte.

Edith Schwarz -Fränkel verstarb am 08.08.2023 im Alter von 96 Jahren in Little Neck/New York.

In jahrzehntelanger Verbundenheit zu ihrem Geburtsort Erlangen hat Edith Schwarz-Fränkel den kritischen Diskurs über die Vergangenheit ihrer Heimatstadt in der NS-Zeit gesucht und sich intensiv an der Aufarbeitung der jüdischen Geschichte beteiligt. Die Aussöhnung der Menschen sowie das respektvolle Verständnis füreinander lagen ihr immer am Herzen.

Für Ilse Sponsel, Beauftragte der Stadt Erlangen für die ehemaligen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger, und für ihre gesamte Familie war Edith Schwarz im Laufe der Zeit mehr als eine Freundin geworden.

Möge ihre Seele eingebunden sein in den Bund des Lebens.

Judith Wagner

Professorin Emmy Noether (1882 – 1935) – mathematisches Genie

Sie war wissbegierig und voller Eifer, doch sie hatte es unglaublich schwer, einen Fuß in die Wissenschaft zu setzen, denn sie war eine Frau und obendrein Jüdin. Amalie Emmy Noether revolutionierte mit ihrem Aufsatz „Idealtheorie in Ringbereichen“ die Algebra und leistete mit dem Noether-Theorem einen wertvollen Beitrag zur theoretischen Physik. Zu Unrecht wird ihr Name auch heute nur selten genannt. Das Ausmaß an Ungerechtigkeiten, mit denen sie sich zu Lebzeiten plagen musste, offenbart ein Rückblick in ihre Geschichte. Dieser zeigt, wie hart der Kampf für „Fräulein Noether“ gewesen ist, der ihr zum Schluss doch den Weg zur ersten Professorin in Mathematik in Deutschland ebnete.

Die große Dummheit, Emmy Noether nicht zur Habilitation zuzulassen, beschrieb Hedwig Pringsheim (die Tochter der Frauenrechtlerin Hedwig Dohm und Schwiegermutter von Thomas Mann) in einem Brief vom 2. März 1916 an den berühmten Mathematiker David Hilbert mit den Worten: „Ihre Erzählungen von Fr. Noethers Habilitationshindernissen hat uns sehr amüsiert. G-tt, G-tt, wie dumm die gescheiten Männer sind!“

Göttingen galt um 1915 als das Weltzentrum der Mathematik. Genau an diesen Ort, wo die hoch angesehenen Wissenschaftler und Professoren David Hilbert und Felix Klein die wesentlichen Grundannahmen der Mathematik erforschten, dorthin zog es auch Emmy Noether. Doch Frauen in der Wissenschaft waren für viele der damaligen Zeit eine Unannehmlichkeit, denn man traute Frauen partout nicht zu, Wissenschaft zu betreiben. Das 19. Jahrhundert war geprägt von der Auffassung, dass Frauen anatomisch bedingt allein für das Gebären von Kindern zuständig wären und nicht zu einer wissenschaftlichen Tätigkeit befähigt seien. Doch diese Umstände brachten Emmy nicht von der Verfolgung ihres mathematischen Forschungsinteresses ab, das ihr in die Wiege gelegt worden war. Zu groß war ihre Wissbegier, um von theoretischen Fragen der Mathematik abzulassen.

Amalie Emmy Noether erblickte am 23. März 1882 in Erlangen das Licht der Welt. Sie war das erstgeborene Kind, das aus der Ehe des Mathematikpro-



Abb. 19: Emmy Noether 1910

fessors Max Noether und der Tochter eines Kölner Kaufmanns Ida Noether hervorging. Die liberal-jüdisch geprägte Erziehung spielte im Familienleben der Noethers eine untergeordnete Rolle, vielmehr stand die Mathematik im Vordergrund. Einer ihrer drei jüngeren Brüder, Fritz Noether, sollte später, wie sie, eine Bildungskarriere in der Mathematik einschlagen. Aber für Emmy, wie für alle jungen Fräulein des späten 19. Jahrhunderts, blieb der Weg an die Universität zunächst verwehrt.

Da jedoch Bildung in der säkular-jüdischen Welt einen hohen Stellenwert hat, war es auch Emmys Vater ein Anliegen, seiner Tochter die besten Berufschancen zu ermöglichen. So besuchte Emmy von 1889 bis 1897 die Höhere Töchterschule in Erlangen und absolvierte ein Staatsexamen an der Mädchenschule in Ansbach zur Lehrerin für Englisch und Französisch. Mit der Unterstützung ihres Vaters konnte Emmy eine Immatrikulation als Gasthörerin an der Universität in Erlangen erwirken, wo sie Vorlesungen in Mathematik, Geschichte, Romanische Sprachen und Archäologie hörte.

⁵ „We were too mature for the American teenager. Had gone through traumas that, thank God, no one here had experienced. Therefore different interests. [...] I attended Hebrew school besides the normal classes and the work that is connected with it, and therefore didn't have the time to socialize. Didn't have the financial resources to date at that point, compared to the American youngsters. And I do remember my first [...] ice cream cone for the high school graduation.“ <https://portal.ehri-project.eu/units/us-005578-irn39614-irn511376>;

⁶ <https://portal.ehri-project.eu/units/us-005578-irn39614-irn511376>;

⁷ StadtAE, III.154.F.1.

Während ihr jüngerer Bruder Fritz das Abitur am humanistischen Gymnasium Fridericianum Erlangen ablegen konnte, musste Emmy Privatunterricht nehmen und einen Antrag stellen, um am Königlichen Realgymnasium in Nürnberg ihre Abiturprüfung schreiben zu können. Danach zog es sie für ein Semester nach Göttingen. An bayerischen Universitäten waren Frauen seit 1903 zum Studium zugelassen. In Göttingen konnte Emmy jedoch wieder nur als Gasthörerin die Vorlesungen besuchen, denn dort waren Frauen an der Universität noch unerwünscht. Also kehrte sie 1904 zurück nach Erlangen, wo sie ihr Mathematikstudium 1907 als einzige Frau unter den Mathematikstudenten mit einer Promotion über die Invariantentheorie bei Paul Gordon mit der Bestnote „summa cum laude“ abschloss.

Invarianten sind Gleichungen, die sich bei bestimmten Variablentransformationen nicht verändern. So wird mit „Invarianz“ ein Phänomen beschrieben, bei dem Größen, wie etwa Zahlen, unter unterschiedlichen Bedingungen gleichbleibend bzw. invariant, also unveränderlich, sind. Emmy Noether erklärte diesen Sachverhalt an folgendem Beispiel: Befüllt man sowohl ein breites sowie ein schmales Glas mit der gleichen Menge Reiskörner, so ist die Höhe der Reiskörner zwar unterschiedlich – im breiten Glas niedriger, im schmalen Glas höher, doch die Menge bleibt gleich. Damit bildet die Zahl der Reiskörner eine Invariante.

Die Habilitation von Emmy Noether war nicht nur in ihrem eigenen Interesse. Es waren die Göttinger Professoren Hilbert und Klein, die sie ermunterten und selbst Anstrengungen unternahmen, um Fräulein Noethers Professur durchzusetzen. Der Antrag der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung der Fakultät der Universität zu Göttingen vom 26. November 1915 an das preußische Ministerium lautete wie folgt: „Eure Exzellenz bittet die mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung der philosophischen Fakultät der Göttinger Universität ehrerbietigst, ihr im Falle des Habilitationsgesuches von Fräulein Dr. Emmy Noether (für Mathematik) Dispens von dem Erlaß des 29. Mai 1908 gewähren zu wollen, nach welchem die Habilitation von Frauen unzulässig ist.“

Obwohl sie hinzufügten, dass es lediglich um eine Ausnahmegenehmigung für Emmy Noether gehe, wurde der Antrag vom Ministerium - erst zwei Jahre später - mit einer negativen Rückmeldung abgelehnt. Allerdings wurde es dem Professor Dr. David

Hilbert gestattet, dass er Vorlesungen „mit der Unterstützung von Fr. Dr. Noether“ anbieten konnte, die aber von Emmy allein abgehalten wurden. Eine Bezahlung erhielt sie dafür nicht. So lebte sie sehr sparsam und bescheiden und konzentrierte sich stets fest auf die Mathematik.



Abb. 20: Dr. phil. Emmy Noether

Ihre Arbeit, insbesondere ihre Forschungsergebnisse über den mathematischen Zusammenhang zwischen Erhaltungsgrößen und Eigenschaften des Raumes und der Zeit, stieß auch bei Albert Einstein auf großes Interesse, denn Emmys Erkenntnisse waren für die Allgemeine Relativitätstheorie von fundamentaler Bedeutung. Einstein war von ihrem Beitrag „Invariante Variationsprobleme“ sehr begeistert. So schrieb Einstein im Dezember 1918 einen Brief an Emmys Mentor Felix Klein: „Beim Empfang der neuen Arbeit von Fräulein Noether empfand ich es wieder als große Ungerechtigkeit, dass man ihr die *venia legendi* vorenthält. Ich wäre sehr dafür, dass wir beim Ministerium einen energischen Schritt unternähmen. Halten Sie dies aber nicht für möglich, so werde ich mir allein Mühe geben.“

Mit dem Druck der Prominenz und der Veränderungen der Nachkriegszeit wurde die Ausnahmegenehmigung für Dr. Emmy Noethers Habilitation durch

eine erneute Antragsstellung der Göttinger Professoren 1919 bewilligt, sogar noch ein Jahr vor der offiziellen Erteilung des allgemeinen Habilitationsrechts für Frauen. „Ich bin in Lehre und Forschung immer meinen eigenen Weg gegangen“, äußerte sich Emmy Noether später.

Zwar hatte Emmy Noether nun endlich eine offizielle Stelle als Professorin an der Universität zu Göttingen inne, doch diese wurde sehr schlecht bezahlt. Ihr Leben war stets bescheiden, aber davon ließ sie sich nicht stören. Mit Eifer ging sie ihrem Forschungsgeist nach und lockte damit viele junge Mathematikstudenten in das preußische Göttingen.

In den Jahren ab 1920 beschäftigte sie sich intensiv mit der modernen Algebra, insbesondere mit den mathematischen Begrifflichkeiten. Sie veröffentlichte den Aufsatz „Idealtheorie in Ringbereichen“, in welchem sie Linksideale und Rechtsideale in einem Ring definierte. Sie schuf darin die Erkenntnis, dass Strukturen wie Ringe oder Moduln unter bestimmten Voraussetzungen keine unendliche Schachtelung von immer größeren Unterstrukturen enthalten können. Solche Objekte wurden fortan als „noethersch“ bezeichnet.

Emmy Noethers Talent für Mathematik sprach sich herum. In den Jahren 1928/29 übernahm sie eine Gastprofessur in Moskau. Trotz der marxistisch-leninistischen Regierung in der Sowjetunion äußerte sie sich nach ihrem Aufenthalt positiv über die Lage in Moskau. Deshalb hing ihr lange der Ruf an, Kommunistin zu sein. Jedoch engagierte sich Emmy politisch für die SPD und bekannte sich zum Pazifismus. 1930 übernahm Emmy eine weitere Gastprofessur in Frankfurt am Main.

Der Nationalsozialismus und damit der zunehmende Antisemitismus führten dazu, dass Emmy 1932 aus ihrer Wohnung in Göttingen ausziehen musste. Obwohl sie sich bereits 1920 taufen ließ, war sie 1933 unter den ersten Göttinger Hochschullehrern, denen durch das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums der Nationalsozialisten die Lehrerlaubnis entzogen wurde. Sie emigrierte in die USA, wo sie am Frauencollege Bryn Mawr in Pennsylvania eine Gastprofessur erhielt.

Nur zwei Jahre später, am 14. April 1935, stirbt Emmy Noether an den Folgen einer Unterleibsoperation. Niemand wusste von ihrem Tumor an den Eierstöcken. Umso mehr traf die traurige Nachricht

über ihr Ableben diejenigen, die sie am meisten schätzten – Familienangehörige, Freunde, Bekannte und Kollegen aus ihrem Arbeitsfeld der Mathematik. Am 5. Mai 1935 erschien Einsteins Nachruf in der New York Times: „Fräulein Noether war das bedeutendste kreative mathematische Genie seit der Einführung der höheren Bildung für Frauen.“

Der Tod von Emmy Noether war ein schwerer Verlust für die Wissenschaft. Doch noch heute profitiert die Welt von ihrem Schaffen und ihren Erkenntnissen. Insbesondere für ihren Beitrag zur Relativitätstheorie gebührt ihr die größte Anerkennung und das höchste Lob. Emmy Noether ist zudem ein Vorbild für alle jungen Frauen, nach ihren Träumen zu streben und sich dabei von nichts und niemanden unterdrücken zu lassen.

Heute erinnert eine Gedenktafel an Emmy Noethers Geburtshaus in der Hauptstraße 23 in Erlangen an ihre Person. Einen Nobelpreis für ihre enormen mathematischen Leistungen hat sie nie erhalten, auch wenn viele der Meinung sind, sie wäre die wohl bedeutendste Mathematikerin der Geschichte. Immerhin wurde ein Mondkrater nach ihr benannt und 2009 ihr zu Ehren eine Büste in der Ruhmeshalle in München ausgestellt.

Quellen:

<https://www.emmy-noether.net/>

<https://larsjaeger.ch/emmy-noether-ihr-steiniger-weg-an-die-weltspitze-der-mathematik/>

https://www.uni-regensburg.de/assets/philosophie-kunst-geschichte-gesellschaft/didaktik-geschichte/dateien-heike/strasse-in-bayern/biografie_emmy_noether_erlangen.pdf

<https://lemondedekitchi.blogspot.com/2016/12/great-women-82-emmy-noether.html>

<https://www.swr.de/swr2/wissen/emmy-noether-pionierin-der-modernen-mathematik-sw2-wissen-2023-02-1-102.pdf>

<https://www.hagalil.com/2010/05/noether/>

<https://gedankenwelt.de/emmy-noether-biografie-einer-frau-die-die-physik-revolutionierte/>

Dr. Martina Switalski Gescheiterter Synagogenbau im 19. und 20. Jahrhundert

Die Erlanger Gemeinde hatte kein Schulgebäude und trotz großer Bemühungen niemals eine eigene Synagoge, sondern immer einen angemieteten Betraum. Dieser war zuerst in Bruck, ab 1873 im Haus des Kaufmanns Josef Levin in der Erlanger Friedrichstraße 6 und vom 31. März 1878 bis zum 1. Juli 1937 mit zwei Betsälen im oberen Stock der Dreikönigstraße 1, bevor die Gemeinde in der Einhornstraße die letzte Bleibe in der NS-Zeit fand.

In der Blütezeit der Gemeinde wollte man unter dem Cultusvorstand Lämmlein Hirsch Gutmeyer¹ (1879-1896) ab 1894 den Bau einer Synagoge anstreben und bat den wohlwollenden Stadtmagistrat am 22. August 1894 darum, ein Gesuch an seine Königliche Hoheit, den Prinzregenten Luitpold, um allergnädigste Bewilligung einer Kollekte in den Synagogen Bayerns zum Bau einer neuen Synagoge in Erlangen mit dem nötigen Gutachten [zukommen] zu lassen². In der Selbstbeschreibung der Gemeinde von 1894, die von Lämmlein Hirsch Gutmeyer, Bernhard Frohmann und Moses Stern verantwortet wurde, wird klar, dass die israelitische Kultusgemeinde aus fünfundvierzig Familien besteht, welche seit 15 Jahren einen sehr ungeräumigen Betsaal zur Abhaltung ihrer Gottesdienstes im ersten Stock des Wohnhauses Nr. [1-]3 in der Dreikönigstrasse zu Erlangen benützt. Die Plätze sind nicht ausreichend, zumal die Schüler der hiesigen Lehranstalten israelitischer Confession schwer unterzubringen sind. [...] Das strebsame Suchen nach einem größeren Betsaale blieb bis heute erfolglos³.

Das technische Gutachten des Betsaals vom Stadtmagistrat Erlangen befürwortete den Neubau, denn schon der Zugang [über eine Stiege in den ersten Stock der Dreikönigstraße] ist äußerst mangelhaft und unwürdig. Der Raum besteht aus zwei Abteilungen durch einen durchsichtigen Vorhang getrennt. Die Männerabteilung hat eine Quadrat-

fläche von 54m² [...] und es sind 37 Sitzplätze für Einheimische und 4 Sitzplätze für Auswärtige vorhanden. In der Mitte steht die Tribüne für den Vorleser u. an der Mauer befindet sich ein Kasten mit der heiligen Lade. Die Frauenabteilung hat 46m² Grundfläche und die gleiche Höhe von 3m mit 38 Sitzplätzen. Beide Räume werden zusammen durch 75 Kerzen beleuchtet. Die Ventilation ist äußerst mangelhaft⁴. Dennoch scheiterte die Cultusverwaltung mit ihren Plänen, weil keine bayernweite Kollekte genehmigt wurde und das Gemeindevermögen für den Bau eines neuen Friedhofes verwendet wurde, der am 30. September 1891 feierlich eröffnet werden konnte. Letztlich gab man den Plan eines Synagogenbaus auf und blieb noch 15 Jahre in der Dreikönigstraße. Die Zahl der jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner ging ab den 1890er Jahren wieder zurück. Man vergrößerte die Betsäle für Männer und Frauen und baute an der Hofseite eine Garderobe, ein Konferenzzimmer und zwei Toiletten mit Wasserspülung an. Die grundlegende Renovierung wurde am 3. September 1910 gefeiert und bis zum 1. Juli 1937 blieb dies die theologische Stätte des Erlanger Judentums. Mit der Abwanderung vermöglicher Gemeindeglieder konnten die verbleibenden rund 50 Gläubigen die Miete in der Dreikönigstraße 1 nicht mehr aufbringen. Man wich nach dem 1. Juli 1937 auf eine länger leerstehende, feuchte Wohnung in der Einhornstraße 5 aus, indem man laut Bauplan zwei Innenmauern niederlegte, um einen großen Saal für die Männer- und Frauenschul und zwei Toiletten zu schaffen⁵. Der Betsaal in der Einhornstraße 5 gehörte nach dem Tod der 1936 verstorbenen Metzgerswitwe Sophie Wassermann deren geistig behinderter Tochter Thekla. Er konnte nur ein gutes Jahr seine Funktion erfüllen. Beim Pogrom wurde er geplündert und zerstört. Tiefblickende und fundamentale Einblicke in die gerichtliche Aufarbeitung der Pogromnacht gibt Andreas Jakobs „In der Nacht, in der die Judenaktion stattfand“⁶ und eine 1959 in Hinblick auf Wiedergutmachung aufgestellte Liste aus den Central Archives for the History of Jewish People in Jerusalem⁷.

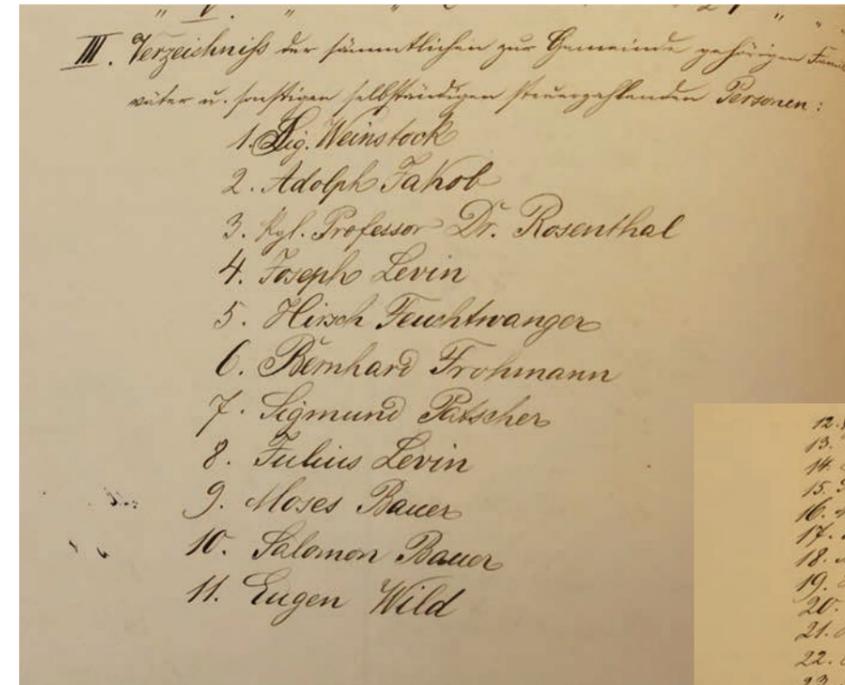


Abb. 21a: Kollekte für Synagoge 1894, Unterzeichner Gemeindeglieder

Das arisierte Gebäude wurde als Wohn- und Lageraum genutzt. Nach Kriegsende wohnte die Witwe des verstorbenen Juden Siegmund Meyer⁸ darin und im ersten Stock des Hauses Einhornstr. 5 wurden nach dem Pogrom die zwei alten, alleinstehenden Damen aus Forth, Rosa und Pauline Schnaittacher⁹, einquartiert, bevor Thekla Wassermanns Gebäude für ein Drittel des Einheitswerts am 30. April 1941 zwangsverkauft wurde. Die SA, die es verstanden hatte, sich nach 1933 als Organisation einen rechtsfreien Raum zu schaffen, der nicht dem deutschen Strafgesetzbuch unterlag, wurde für die Verbrechen der Pogromnacht nicht bestraft. Damit war das Ende der kurzen Erlanger Gemeinde besiegelt.

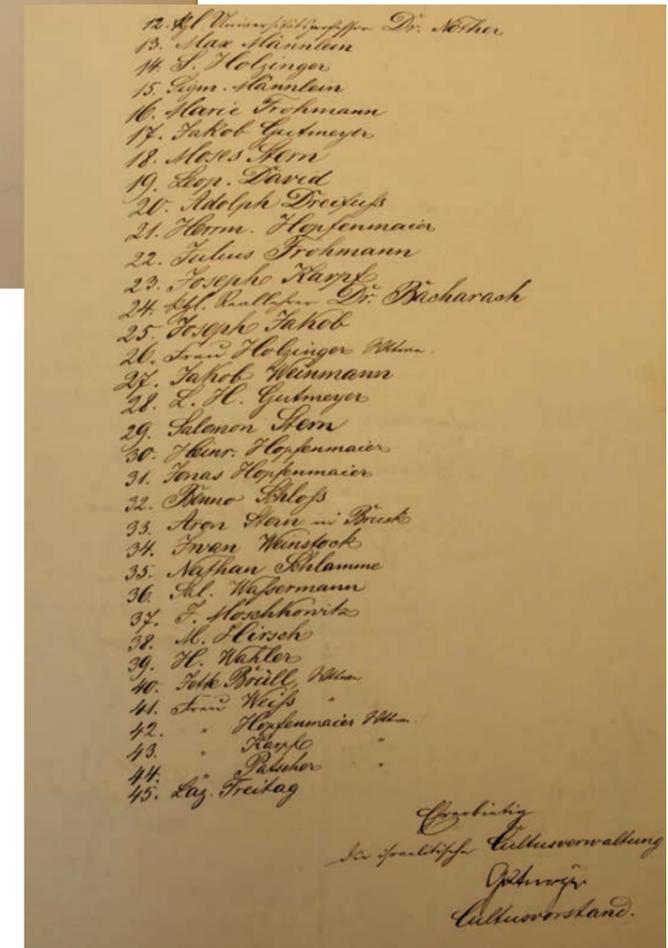


Abb. 21b: Kollekte für Synagoge 1894, Unterzeichner Gemeindeglieder

¹ Der Kaufmannssohn wurde am 24. September 1831 in Heidenheim am Hahnenkamm, Kreis Weißenburg-Gunzenhausen, geboren und zog 1878 mit seiner Frau Klara geb. Wild (1834–1878) aus Cronheim und den vier Kindern Thekla, Jakob Löw, Karolina und Julius in die Hauptstr. 60.

² StadtAE 6 A III 12517 Erbauung einer Synagoge in Erlangen, fol 1

³ StadtAE 6 A III 12517 Erbauung einer Synagoge in Erlangen, unfoliert.

⁴ StadtAE 6 A III 12517 Erbauung einer Synagoge in Erlangen, unfoliert.

⁵ Sponsel, Ilse: Gedenkbuch für die Erlanger Opfer der Schoa, Erlangen 2001, S. 97. Umbauplan des Rückgebäudes Einhornstraße 5 zur Synagoge, StadtAE 241.BA.1516II vgl. Eberhardt, Barbara: Erlangen, in: Mehr als Steine. Synagogen-Gedenkbuch Bayern II, Kraus, Wolfgang; Hamm Berndt; Schwarz Meier (Hg.), Lindenberg 2010, S. 208.

⁶ Jakob, Andreas: „In der Nacht, in der die Judenaktion stattfand“. Der Pogrom vom 9./10. November 1938 in Erlangen und seine juristische Aufarbeitung nach 1945, Erlangen 2011.

⁷ 9 Thorarollen, 9 Paar Thoraufsätze mit Schellen, Silber; 9 Schilder, Silber; 3 Lesefinger Silber; 30 Thoramäntel, 50 Wimpel, handbemalt und bestickt; 4 Thora-Schreinvorhänge; 4 Decken für Vorlesepult; 1 Ewige Lampe; 1 Siebenarmiger Leuchter; 1 Chanukka-Leuchter, Silber; 30 Seelenlichter; 2 Weinbecher; Silber; 1 Hawdallagarnitur; Silber; 1 Trauhimmel; 2 Megilloth; 2 Schofarhörner; 12 Gebetsmäntel; 5 Paar Phylakterien (Gebets-Riemen); 20 Gebetbücher; 20 Festgebetbücher; 20 Pentateuche; Aufrufplatten, 1 Satz; 1 Ethrogbüchse, Silber. Nach Einschätzung des jüdischen Kunsthistorikers Theodor Harburger 1928 handelte es sich zum Teil um antike und kunsthistorisch wertvolle Objekte. Außerdem war die Jüdische Gemeinde im Besitz von Wertpapieren in Höhe von 10.000 RM vgl. Kolbet, Christiane: „Ich möchte in dieser Stadt nicht begraben sein“. Lotte Ansbacher – Ein jüdisches Leben in Erlangen gestern und heute, in: Raumzeit (Erlangen), Nr. 13, Februar 2002, zitiert nach Jakob, Pogrom, Anm. 6, S. 111.

⁸ StAN, Reg von Mfr Kdl Abg 1978, Nr. 434. Siegmund Meyer, der auch durch seine katholische Frau nicht geschützt wurde, wurde 1941 mutwillig zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt und erhängte sich am 15.2.1942. Die Leiche wurde „für Studienzwecke“ an die Erlanger Anatomie überwiesen, da die Mittel zu einer Beerdigung nicht vorhanden waren.

⁹ Pauline hatte am 23.11.1938 unter Zwang ihr Haus in Forth für knapp 7 Prozent des Einheitswerts verkaufen müssen und ging mit ihrer Schwester am 14. Juli 1941 nach Regensburg ins Altersheim. Beide wurden im Ghetto Theresienstadt ermordet.

Christof Eberstadt

Das Program von 1938 und die Fleischmann-Thora

Am 13. Mai 2013 ist der in Erlangen geborene Max Fleischmann in den USA gestorben, also der Mann, welchem es die Erlanger Jüdische Kultusgemeinde verdankt, dass sie kurz nach Eröffnung ihres ersten Betsaals im Jahr 2000 eine zweite Thora erhielt.

Vorgeschichte

Bei den Ausschreitungen vom 10. November 1938 im Zusammenhang der heute sogenannten „Reichspogromnacht“ haben Anhänger der NSdAP den Betsaal der Gemeinde in der Einhornstr. 5 verwüstet. Angehörige der Gemeinde wurden gezwungen, die heiligen Ritualien eigenhändig wegzuschaffen und im Keller des Rathauses auf einen Haufen zu werfen. Seitdem sind verschwunden: neun Thorarollen, neun Paar Thoraufsätze mit Thoraschildern, drei Lesefinger, 30 Thoramäntel, 50 Wimpel, vier Thoraschreinvorhänge, vier Decken für die Bima, eine Ewige Lampe, eine Menora, ein Chanukka-Leuchter, die Gedenktafel für die Jüdischen Gefallenen des Ersten WK, Gebetbücher u.a.m.. Einer der Zwangsverpflichteten war der 14-jährige Max Fleischmann, von dem hier erzählt werden soll.

Der Autor dieses Beitrags recherchierte recherchierte als „Beauftragter der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen für die alte Jüdische Gemeinde“ zum Verbleib der Thora. Zur Grundlagenermittlung des Hergangs besuchte er am 12. Mai 2014 Frau Gisela Naomi Blume in Fürth, welche, als ehemalige Vorsitzende der für Erlangen seinerzeit zuständigen Jüdischen Gemeinde von Fürth, die hiesige Gemeinde und deren ersten Betsaal in der Hauptstr. 34 mit zu etablieren half. Frau Blume hatte ihre Zusammenarbeit angeboten und ihr umfangreiches Archiv zur Verfügung gestellt, nach dessen Auswertung hier die Ereignisse jener Tage in Erinnerung gebracht werden sollen.

Jede Gemeinde benötigt für den Gottesdienst mindestens eine Thora. In Erlangen hatte man, so kurz nach der Neugründung im Jahr 1997, noch keine. Die Zeit drängte, denn es stand die Eröffnung des Betsaals bevor. Aus diesem Grund schrieb Frau Dr. Christiane Kolbet als engagierte Förderin der Gemeinde an Herrn Max Fleischmann in den USA, in der Hoffnung, dass er durch seine Erinnerung an die Vorgänge beim Pogrom am 10. November 1938

dazu beitragen könne, die seitdem verschollenen Thorarollen wieder aufzufinden. Sie habe in einer Publikation des Erlanger Stadtmuseums gelesen, dass er als junges Gemeindemitglied gezwungen worden sei, sakrale Heiligtümer aus der Synagoge auszuräumen und in den Keller des Rathauses zu verbringen. Leider konnte Fleischmann zu diesem hoffnungsvollen Unterfangen nichts beitragen. Versuche durch weitere Unterstützer der Jüdischen Gemeinde an anderer Stelle führten zu keinem besseren Ergebnis. So hat man zum Beispiel in der Erlanger Universitätsbibliothek feststellen müssen, dass 21 dort angeblich vom Staatsarchiv Nürnberg im Jahr 1940 eingelieferte Thorarollen unauffindbar sind. Wer weiß, ob sich unter diesen auch die geraubten Erlanger Schriftrollen befunden haben?

Man war also gezwungen, schnellstens eine neue Thora aus anderen Quellen zu akquirieren. In kurzer Zusammenfassung der Ereignisse bis zur Einweihung des Betsaals lässt sich berichten, dass die



Abb. 22: Das barocke Tass (Schild) der Max-Fleischmann-Thora



Abb. 23: Die barocken Rimonim (Thora-Kronen) der Max-Fleischmann-Thora

Nürnberger evangelische Gemeinde von St. Sebald, unter der Ägide des Herrn Pfarrers Gerhard Malters, anlässlich des Buß- und Bettages im November 1999 zu einer Kollekte aufgerufen hatte, mit welcher der Grundstock für eine erste Thora gelegt werden konnte. Weitere Verhandlungen, die an dieser Stelle nicht Thema sein sollen, ermöglichten schließlich die Beschaffung, rechtzeitig zur Einweihung des ersten Betsaals in Erlangen seit der Vernichtung der alten Gemeinde.



Abb. 24: Der barocke Jad (Zeiger) der Max-Fleischmann-Thora

Frau Blume schickte eine kurze Schilderung des bedeutungsvollen Tages an Max Fleischmann, zusammen mit Fotos des Umzugs durch die Stadt. Sie äußerte die persönliche Meinung, dass man es seiner Schilderung der Ereignisse von 1938 maßgeblich verdanke, dass die Stadt Erlangen „nun das Geld zur Anschaffung der neuen Thorarolle gegeben hat“. Es handelte sich um ein rückzahlbares Darlehen.

Max Fleischmann hat diesen Brief am 2. Mai 2000 auf Deutsch beantwortet und stellt zufrieden fest: „Ich selbst freue mich, meinen kleinen Beitrag machen zu können.“ Zu dieser Zeit muss Herr Fleischmann schon andere Gedanken in die Tat umgesetzt haben, denn nur acht Tage später schickte er eine Email an Frau Dr. Kolbet mit der Überschrift: „Gute Nachricht!!!!“ und: „Ich habe eine zweite Thorarolle für die Erlanger Gemeinde. Eine koschere Thora mit Silberschmuck. Diese Thora kommt von einer Gemeinde von New York ... zirka 1938 gegründet. Diese Leute kamen hauptsächlich von Nürnberg (Rabbiner Heilbronn) und von München (Oberrabbiner von Bayern Dr. Baerwald) ... Durch alte Freundschaften ist uns gelungen, diese Thora, die aus Deutschland stammt, zu bekommen.“ Am Ende der Email folgen die bedeutsamen Worte: „Nun nach 62 Jahren ist der Kreis geschlossen. Sie können sich nicht vorstellen, wie ich darüber nach vielen schlaflosen Nächten fühle.“

Am 20. Mai 2000 meldet Herr Fleischmann per Email: „Habe eben mit FedEx gesprochen. Die Thora ist in Nürnberg angekommen.“

Die Erlanger Jüdische Gemeinde verneigt sich in tiefstem Dank vor ihrem Gönner.



Abb. 25: Mantel der Max-Fleischmann-Thora mit aufgestickter ursprünglicher Stifterwidmung

Ulrich Chaussy

Erinnerung an zwei Ausgelöschte – Shlomo Lewin und Frida Poeschke († 1980)

Am Montag, den 22. Dezember 1980, wollte Shlomo Lewin mit Josef Jakobowicz einen wichtigen formellen Schritt bei Gericht unternehmen, um die von den Nationalsozialisten als Körperschaft aufgelöste jüdische Gemeinde Erlangen neu zu errichten und als Körperschaft anzumelden. Erlangen zählt zu den Städten, deren jüdische Gemeinschaft durch den Holocaust vollständig ausgelöscht worden ist. 120 Gemeindemitglieder hatten hier noch zum Zeitpunkt der Pogromnacht am 9. November 1938 gelebt. Dann begann der Exodus. Wer nicht emigrieren konnte, wurde deportiert. Die letzte Jüdin Erlangens erlitt dieses Schicksal am 20. Oktober 1943, sie wurde direkt ins Vernichtungslager Auschwitz gebracht. Die Nationalsozialisten haben insgesamt 77 Erlanger Bürgerinnen und Bürger ermordet. Von den Überlebenden ist nach dem Ende des Krieges und der nationalsozialistischen Diktatur niemand nach Erlangen zurückgekehrt.

27 Jahre nach dieser Auslöschung allen jüdischen Lebens war Shlomo Lewin im Lauf des Jahres 1980 aktiv geworden. Er war fest entschlossen, die Erlanger Jüdische Gemeinde wiedererstehen zu lassen, um den Jüdinnen und Juden, die sich mittlerweile in der Stadt angesiedelt hatten, eine spirituelle und gesellschaftliche Heimat zu geben.

Am Freitag, den 19. Dezember 1980, drei Tage vor dem Anmeldetermin bei Gericht, wurden Shlomo Lewin und seine Lebensgefährtin Frida Poeschke in ihrer gemeinsamen Wohnung in der Erlanger Ebrardstraße 20 brutal ermordet. Als Mordschütze wurde der Rechtsextremist Uwe Behrendt ermittelt, ein Mitglied der paramilitärischen Wehrsportgruppe Hoffmann. Dieser erste gezielte antisemitische Mord in Deutschland nach der Shoah löschte mit dem jüdisch-christlichen Paar Shlomo Lewin und Frida Poeschke das Kraftzentrum der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Erlangen aus, die auch als Keimzelle der projektierten Wiedergründung der jüdischen Gemeinde durch Shlomo Lewin gewirkt hatte. Der Schock der Ermordung Lewins durch einen Neonazi hat die von den Nationalsozialisten betriebene 27jährige Auslöschung der jüdischen Gemeinde noch um weitere 17 Jahre verlängert.

Lewin und Poeschke waren ein unkonventionelles Paar: die aus Langenzenn stammende evangelische Frida Poeschke, Witwe des 1959 früh verstorbenen ehemaligen Erlanger Oberbürgermeisters Michael Poeschke – und der jüdische Verleger und Rabbiner Shlomo Lewin. Lewin wurde 1911 in Jerusalem geboren, er wuchs ab 1918 in Deutschland auf, wo sein Vater als Militärrabbiner in der kaiserlichen Armee diente. Hier ging Shlomo Lewin zur Schule und studierte bis zur Flucht vor den Nationalsozialisten nach Palästina. Er diente in der Haganah und in der israelischen Armee im Unabhängigkeitskrieg. Er



Abb. 26: Shlomo Lewin, Rede am Hauptmarkt, Nürnberg 1977

gründete in Israel eine Familie, die er verließ, als er Anfang der sechziger Jahre wieder nach Deutschland zurückkehrte. Lewin war die meiste Zeit seines Lebens ein ruheloser Mann, über den viele, durchaus entgegengesetzte Zuschreibungen kursieren: kämpferisch, charmant, streitlustig, nachdenklich.

Zur Ruhe gekommen aber war er in der Beziehung zu Frida Poeschke. Sie lebte ohne Trauschein mit Shlomo Lewin zusammen. Frida Poeschke stand zu ihrem Partner und warb geduldig und erfolgreich darum, dass ihre ungewöhnliche Lebensgemeinschaft, wenn auch nicht von allen, so doch von den meisten Menschen in ihrem Umfeld akzeptiert wurde.

Bevor Shlomo Lewin durch Frida Poeschke 1965 nach Erlangen kam, war er in der Jüdischen Kultusgemeinde in Nürnberg aktiv, zunächst als Vorstandsmitglied, ab 1977 bis 1979 als ihr Vorsitzender. Gerade weil das Judentum in Deutschland durch den Holocaust dezimiert und marginalisiert war, arbeitete Lewin daran, es im Dialog und in der Zusammen-



Abb. 27: Shlomo Lewin, Rede zur Woche der Brüderlichkeit, Erlangen 1980

arbeit in den Stadtgesellschaften Nürnbergs und Erlangens wieder kenntlich und zu einem wahrgenommenen Faktor zu machen. Shlomo Lewin setzte auf Aufklärung – über das Judentum, über Israel, über die deutsch-jüdische Geschichte, und er setzte vor allem auf lebendige Begegnung zum Beispiel durch den Jugendaustausch, für dessen Belegung er 1976 mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse geehrt wurde. Er initiierte kulturelle Veranstaltungen, er sprach bei interkonfessionellen Gottesdiensten.

Die von Shlomo Lewin in Erlangen organisierten Veranstaltungen zur Woche der Brüderlichkeit zeigen, was ihm wichtig war. Er gewann prominente Redner wie Schalom Ben-Chorin und den damaligen bayerischen Kultusminister Hans Maier. In der Einführung zu Maiers Vortrag „Toleranz heute – 250 Jahre nach Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn“ umriss Lewin, worin er selbst die brennende Aktualität des Themas begriff:

„Wir leben heute in einer Zeit, in der der Fortschritt der Technik in einem umgekehrten Verhältnis zum Fortschritt in der Humanisierung der Gesellschaft steht. Der Erfolgswang heute lässt wenig Zeit für den Menschen. Wir alle wollen uns einen möglichst großen Teil des Kuchens abschneiden und man muss leider sagen, wir werden manchmal auch unersättlich. Und wir nehmen uns einfach nicht mehr wahr, unsere Intoleranz und der damit verbundene Mangel an Respekt und Achtung vor dem Mitmenschen drückt sich auch in unserem Verhalten gegenüber den alten Menschen und den Kindern aus.“

Umso viel mehr ist uns der andere, der Fremde, gleichgültig und sehr oft lästig. Dieser Zustand der Gleichgültigkeit kann in einer Zeit wirtschaftlicher Not wieder zu einer Katastrophe führen, die wir bitter bereuen würden. Wir sind ein gebranntes Kind und sollten das Feuer, dass wir durch unser gegenwärtiges an Toleranz mangelndem Verhalten wieder

heraufbeschwören könnten - Wir sollten dieses Feuer sehr fürchten.“

Shlomo Lewin begriff sich selbst als ein gebranntes Kind. Er war der Verfolgung durch die Nationalsozialisten nur knapp entkommen. Er hatte deshalb ein waches Auge auf die meist überhörten oder nicht ernstgenommenen Propagandisten der Intoleranz und der Geschichtsvergessenheit und -verdrängung. Er bemühte sich auf allen Ebenen, ob in internen Gesprächen oder öffentlichen Veranstaltungen, die Aufmerksamkeit zu schärfen, die nicht wirklich ausgeprägt war in den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. „Was tun gegen Neonazis?“ – mit dieser ausgeprägt politischen Fragestellung konfrontierte er schon im Sommer 1977 das bildungsbürgerliche Publikum der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, das eher auf philosophisch-theologische Themen abonniert war. Lewin hingegen konnte und wollte nicht darüber hinweggehen, dass im Umland von Nürnberg und Erlangen eine straff geführte Wehrsportgruppe organisiert wurde. Dass ihre jungen Mitglieder in Uniformen, die der SS nachempfundenen waren, militärisch gedrillt wurden. Dass deren Leiter Karl-Heinz Hoffmann, befragt zu seinem Verhältnis zu den Juden, Anfang 1977 erklärte: Er habe nichts gegen die Juden, nur gegen die Zionisten, die die Lüge verbreiteten, dass die Deutschen sechs Millionen Juden in den Konzentrationslagern ermordet hätten.

Die rechtsextreme Szene entdeckte damals den Geschichtsrevisionismus als großes Thema – und als Bindeglied zwischen der Szene der Altnazis und den sich rechts der NPD formierenden neonazistischen Gruppierungen. Im Sommer 1977 lud der Nürnberger Rechtsextremist Klaus Huscher, Mitglied im Freundeskreis der Wehrsportgruppe Hoffmann, deutsche und amerikanische Holocaust-Leugner zu einem sogenannten „Auschwitz-Kongress“ nach Nürnberg, darunter Thies Christophersen, den Verfasser des Buches „Die Auschwitz-Lüge“. Shlomo Lewin, damals Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde, schloss sich dem in der Stadt gebildeten Antifaschistischen Bündnis an – und verdeutlichte in einer leidenschaftlichen Rede, welche Gefahr Neonazis und Geschichtsleugner für unsere Demokratie darstellen. Seine Rede auf dem Nürnberger Hauptmarkt war eine frühe Warnung vor den damals weithin verdrängten Gefahren von rechts. Mit seiner Rede hat er sich als Zielperson eines am Ende tödlichen Hasses aus dieser Szene exponiert. Mit seinen Worten hat uns der später ermordete Shlomo Lewin eine Art Vermächtnis hinterlassen:

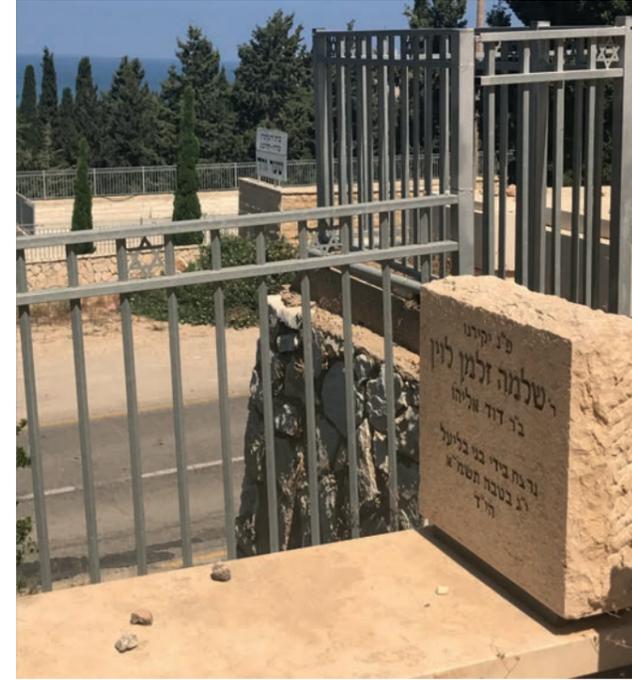


Abb. 28: Ruhestätte Shlomo Lewins, Haifa, Israel

„Was bezwecken diese Kreaturen? Wollen sie Geschehenes ungeschehen machen? Wollen sie das, was gewesen ist, einfach zum Schweigen bringen? Welche Gründe können sie dafür haben? Es gibt

nur zwei, die ich mir denken kann. Der eine ist das Schuldgefühl, das noch in ihnen sitzt. Und der zweite Grund ist: Wir wissen, was solche Kongresse bewirken können im Ausland. Wir versuchen, den Kontakt zur Welt zu finden. Wir haben uns aus dem Dreck des Hitler-Regimes herausgearbeitet, sind heute zu einem demokratischen Staat geworden und diese – Mörder – möchte ich beinahe sagen, wollen uns wieder hineinschlittern in eine Isolation.

Wir als Juden sind Deutsche und wollen dasselbe Recht genießen wie alle anderen. Wir wollen dieselben Pflichten, und wir wollen dieselben Rechte haben wie alle anderen. Unsere kleine Anzahl bedeutet nicht, dass wir uns in die Einsamkeit zurückdrängen lassen. Wir haben das Fürchten verlernt, wir wollen mit in die vordersten Reihen gehen, um denen, die die Juden zu Millionen vernichtet haben, die Wahrheit ins Gesicht zu schreien, damit sie nie wieder den Mut haben sollen, von einer Auschwitz-Lüge zu sprechen. (...) Also, liebe Bürger, wir dürfen ihnen nicht die Gelegenheit geben, ihre Lügen weiterzubreiten. Es gibt für uns nur einen einzigen Ruf: Wehret diesen Anfängen, damit wir nicht wieder einen Faschismus in unserem demokratischen Deutschland bekommen.“

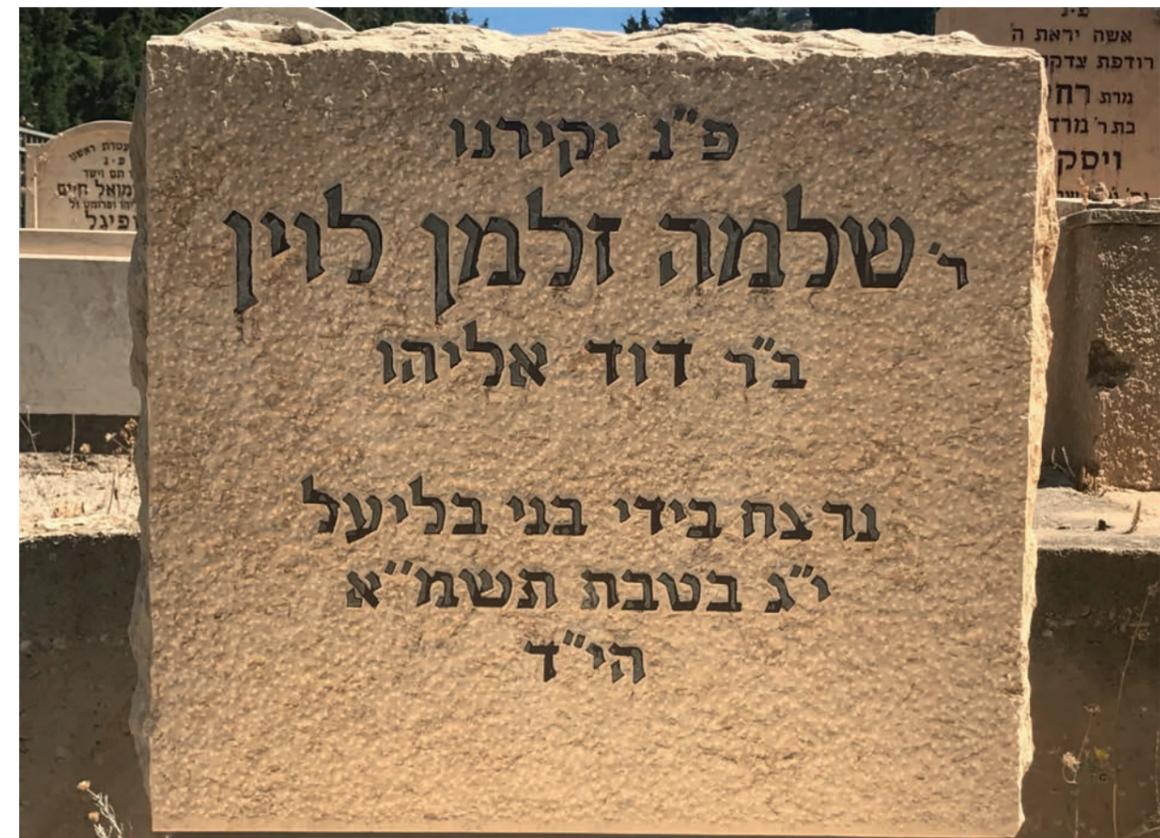


Abb. 29: Grabsteininschrift, Haifa, Israel: „Hier ruht unser teurer Rabbi Shlomo Salman Lewin, Sohn des Rabbi David Eliahu, ermordet von Händen von Bösewichten. Gott wird sein Blut rächen.“

*initiative kritisches gedenken***Leerstellen in der Geschichte – Die Erinnerung an das antisemitische Attentat auf Shlomo Lewin und Frida Poeschke**

Das Jahr 1980 war ein früher Höhepunkt in der Geschichte des rechten Terrors in der Bundesrepublik Deutschland. Bereits im August waren die beiden vietnamesischen Geflüchteten Nguyen Ngoc Châu und Do Anh Lân einem rassistischen Brandanschlag der „Deutschen Aktionsgruppen“ in der Hamburger Halskestraße zum Opfer gefallen. Im September waren beim Münchener Oktoberfestattentat 12 Menschen getötet und viele weitere verletzt worden. Am 19. Dezember wurden schließlich der Rabbiner und Verleger Shlomo Lewin und seine Lebensgefährtin Frida Poeschke aus antisemitischen Motiven in ihrem Haus in der Erlanger Ebrardstraße erschossen. Der Täter war Burschenschafter und Mitglied der paramilitärischen neonazistischen Organisation „Wehrsportgruppe Hoffmann“, zu der auch der Oktoberfestattentäter Verbindungen hatte. Die Ermittlungen der Behörden richteten sich statt auf die Neonaziszene lange schwerpunktmäßig auf das persönliche Umfeld der Opfer. Auch die Medienberichterstattung fokussierte sich direkt nach der Tat insbesondere auf Lewin, verbreitete diffamierende Gerüchte über ihn, machte ihn fremd und framte den Mord durch ein verschwörerisches Raunen - beispielsweise durch die Unterstellung, er sei Adjutant Moshe Dajans gewesen, oder die Spekulation über Vorgänge in der Gemeinde. Beides ist Ausdruck institutioneller Probleme und ideologischer Grundannahmen, die sich durch die Geschichte rechten Terrors in Deutschland nach 1945 ziehen.

Lewin, der Deutschland unter dem Druck der nationalsozialistischen Verfolgung verlassen und daraufhin lange in Israel gelebt hatte, war 1960 zurückgekehrt, um sich am Wiederaufbau jüdischen Lebens zu beteiligen. Seit 1964 hatte er in Erlangen gewohnt, war als Rabbiner und als Verleger im Judaika-Verlag „Ner Tamid“ tätig und stand zeitweise der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg vor. Frida Poeschke engagierte sich gemeinsam mit ihm für die Stärkung der christlich-jüdischen Zusammenarbeit. In Erlangen strebte Lewin die Neugründung der im Nationalsozialismus zerstörten jüdischen Gemeinde an und hatte dafür sogar noch im Dezember 1980 einen Termin beim Notar ausstehen. Seine Ermordung verhinderte jedoch, dass er diesen wahrnehmen konnte, und zur Gründung der heutigen Jüdischen Kultusgemeinde kam es bekanntlich erst

17 Jahre später. Vor dem Erstarken von Neonazis hatte Lewin, der sich über das Fortleben des Antisemitismus nach dem Ende des Nationalsozialismus keine Illusionen machte, immer wieder gewarnt; sogar spezifisch vor der Gefahr, die unmittelbar von der Wehrsportgruppe Hoffmann ausging. Wie so viele war er mit seinen Warnungen nicht gehört worden und auch der Doppelmord löste keinen Aufschrei in der Mehrheitsgesellschaft aus. Gleichwohl herrschte in den jüdischen Gemeinden Entsetzen – Entsetzen, einerseits über das Attentat selbst, andererseits über ebendieses Ausbleiben des Aufschreis, wie sich Paul Spiegel, ehemaliger Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland, in einem Interview erinnerte.

In dem einige Jahre nach dem Attentat stattfindenden Gerichtsprozess wurde niemand für den Mord verurteilt. Der Hauptverdächtige Uwe Behrendt hatte sich mithilfe von Karl-Heinz Hoffmann, dem Anführer der Wehrsportgruppe Hoffmann, bereits kurz nach der Tat in den Libanon absetzen können, wo er weiterhin Teil von deren Auslandsorganisation war und 1981 unter bis heute ungeklärten Umständen ums Leben kam. Hoffmann selbst und seine Lebensgefährtin Franziska Birkmann, die beide wegen Beihilfe angeklagt waren, wurden trotz deutlicher Hinweise auf ihre Beteiligung freigesprochen. So blieben viele Fragen, die unter anderem durch „Ermittlungsspannen“ der Polizeibehörden entstanden waren, bis heute unbeantwortet. Das Attentat wurde, wie das Oktoberfestattentat und später unzählige weitere rechte Morde, einem bereits verstorbenen vermeintlichen Einzeltäter zugeschrieben. Die Tat und besonders die Opfer Frida Poeschke und Shlomo Lewin gerieten infolgedessen schnell in Vergessenheit

In Erlangen wurde lange Zeit nicht öffentlich an die beiden Opfer erinnert. Es lag an einzelnen Journalist*innen wie Ulrich Chaussy, ihre Geschichte aufzuarbeiten und wieder sichtbar zu machen. Auf Grundlage dessen, was erschlossen werden konnte, entwickelten sich zwei verschiedene Stränge des öffentlichen Gedenkens in der Stadtgesellschaft: Zum einen das offizielle Gedenken der Stadt Erlangen, die zum 30. und zum 35. Jahrestag zunächst die Lewin-Poeschke-Anlage einweihte und anschließend zwei Bäume mit zugehöriger Gedenkplakette pflanzte. Dieses Gedenken und den in diesem Rahmen geschaffenen Gedenkort kennzeichnet eine Tendenz zur Entpolitisierung der Tat. Die Lewin-Poeschke-Anlage ist im Wesentlichen eine Freizeitfläche, auf der sich das Publikum der Bergkirchweih zum Trinken versammelt. Während der Hochzeiten

der Pandemie fand dort sogar eine Demonstration aus der verschwörungsideologischen und antisemitischen Coronaleugner*innenbewegung statt. Auf den angebrachten Plaketten in der Lewin-Poeschke-Anlage informiert bis heute nichts darüber, dass die Namensgeber*innen von einem Neonazi aus antisemitischen Motiven ermordet wurden.

Zum anderen nahmen Antifaschist*innen aus Erlangen und Umgebung die Selbstenttarnung des „Nationalsozialistischen Untergrunds“ (NSU) zum Anlass, die Geschichte rechten Terrors in Erlangen aufzuarbeiten und sich dabei gerade auf den politischen Charakter der Tat zu konzentrieren und die Zusammenhänge mit anderen rechten Anschlägen und die Kontinuitäten bis in die Gegenwart deutlich zu machen. An diese Perspektive schlossen wir an,



Abb. 30: Gedenkveranstaltung für Shlomo Lewin und Frida Poeschke im Dezember 2022, Nürnberger Straße in Erlangen

als wir 2019 die initiative kritisches gedenken gründeten.

Das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart ist in verschiedener Hinsicht Gegenstand unserer Arbeit in der initiative kritisches gedenken, bei der wir versuchen, durch (Bildungs-)Veranstaltungen aufzuklären und in öffentliche Debatten zu intervenieren. Erstens ist uns der Bezug auf die historische Kontinuität rechter Gewalt und auf ihre gesellschaftlichen Voraussetzungen wichtig. Seit 1945 sind – zunächst in BRD und DDR, anschließend in der vereinigten Bundesrepublik – über 300 Menschen durch rech-

te Gewalt getötet worden. Dass dies kein Problem der Vergangenheit, sondern der Gegenwart ist, zeigten in jüngerer Zeit unter anderem rechte Anschläge in München, Halle und Hanau, der Mord an Walter Lübcke sowie unzählige Angriffe auf Geflüchtetenunterkünfte und Synagogen. Auch angesichts wachsender Zustimmungswerte für rechte politische Projekte wie die AfD und die allgemeine Virulenz rassistischer, antisemitischer und queerfeindlicher Ideologie und Gewalt – sei es von Einzelpersonen oder durch den Staat – gibt es leider keinen Grund zur Beruhigung.

Zweitens setzen wir uns mit dem gesellschaftlichen Umgang mit rechter Gewalt und ihren Opfern auseinander. Kritisches Gedenken bedeutet aus unserer Perspektive nicht nur, Entpolitisierung, Verschweigen und Vergessen nicht hinzunehmen, wo sie ganz offen und eindeutig vorliegen. Es bedeutet auch, selbstvergewisserndes Gedenken zu kritisieren, das einen beruhigenden Schlussstrich ziehen will und die gesellschaftlichen Bedingungen, die rechte Gewalt weiterhin ermöglichen oder gar hervorbringen, unberührt lässt.

Drittens werden in der Konfrontation von Vergangenheit und Gegenwart – gerade auch vor dem Hintergrund jüngerer Entwicklungen und Erkenntnisse im Umgang mit rechter Gewalt und ihren Opfern – immer wieder Leerstellen und Verschüttetes sichtbar, was durch Entpolitisierung, Verschweigen und selbstvergewisserndes Gedenken unsichtbar gemacht wurde. Mit Leerstellen und Verschüttetem ist das „Vergessene“, „Verdeckte“ und „Verdrängte“ bei der Erzählung der Vergangenheit gemeint, wenn die Vergangen-

heit zur Geschichte wird. Diese Leerstellen und das durch Recherchen und Reflexion Geborgene wird dann selbst Gegenstand des kritischen Gedenkens. So führte gerade das Agieren von Polizei und Medien aktiv dazu, dass das Geschehen lange nicht als Mord durch Rechtsextremisten wahrgenommen werden konnte. Dies kann bei vielen rechten Attentaten und ihrer (ausbleibenden) Erinnerung beobachtet werden, beispielsweise im Zusammenhang des NSU-Komplexes. Es fällt in Bezug auf den Erlanger Fall auf, dass damals wie heute kein Kontakt mit Angehörigen von Lewin und Poeschke hergestellt

wurde. Auch die Rolle der Nebenklage im Mordprozess, die Lewins Ex-Frau führte, ist nirgendwo dokumentiert. Dass solche fehlende Beziehungsarbeit kaum einholbar ist und wichtige Informationen Jahrzehnte später auch durch Archivarbeit nur schwer zu bekommen sind, zeigt abermals, wie wichtig konsequente Betroffenenarbeit und kritische antifaschistische Dokumentation sind!

All diese Aspekte unserer Arbeit verweisen auf Zusammenhänge: Zusammenhänge zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen verschiedenen vermeintlichen rechten „Einzeltaten“, aber auch zwischen den vielen verschiedenen antifaschistischen Kämpfen gegen rechte Strukturen und für Erinne-

aufgestellt hat: „Wir müssen sie entdecken, wir müssen sie enthüllen. Wir müssen ihre Schandtaten und ihre Lügen, müssen wir aufzeigen. Die Menschen müssen aufwachen und sehen, welche Gefahr von dieser Gruppe, von diesen Faschisten wieder auf uns zukommt, wenn wir nicht hart bleiben, wenn wir nicht ständig zu jeder Stunde, zu jeder Minute achtgeben auf das, was sie tun. Wir müssen ihnen das Handwerk legen.“



Abb. 31: Transparent gegen Antisemitismus, Hugenottenplatz Erlangen 2022

rung, Gerechtigkeit, Aufklärung und Konsequenzen. Weil diese Kämpfe nicht allein gewonnen werden können, vernetzen wir uns mit anderen Initiativen und Einzelpersonen, unterstützen uns gegenseitig, stellen Sichtbarkeit her und lernen voneinander. Nur so ist die (Mindest-)Forderung an antifaschistischem Selbstschutz einzulösen, die Shlomo Lewin 1977 in einer Protestrede gegen den damals in Nürnberg geplanten antisemitischen „Auschwitz-Kongress“

Birgit Mair

Josef Jakobowicz – Der Holocaust-Überlebende

Josef Jakobowicz, Wegbereiter und Mitbegründer der jüdischen Gemeinde in Erlangen, stammte aus einer religiösen jüdischen Familie Oberschlesiens. Ausgerechnet in Oświęcim, dem späteren Ort des Vernichtungslagers Auschwitz, erblickte er am 10. Oktober 1925 das Licht der Welt. Die Nationalsozialisten und ihre Helfer ermordeten nahezu seine gesamte Familie, darunter seine Eltern, seine Großeltern und drei seiner vier Geschwister. Dem dreizehn Jahre älteren Bruder Samuel gelang kurz nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Polen die Flucht in die Sowjetunion; sein weiteres Schicksal blieb ungeklärt.

Jahrzehntelang hoffte Josef Jakobowicz, seine Schwester Mathilde hätte überlebt. Die Ungewissheit belastete ihn bis ins hohe Alter. Bei einem Besuch in Polen im Jahr 1988 erfuhr er, dass sie bis Mitte 1944 von der Familie ihres nichtjüdischen Freundes Karol Kaszny in einer Oświęcimer Gaststätte versteckt worden war. Wo sie zu Tode kam, erfuhr der Holocaust-Überlebende nie. 2006 schenkten ihm die Bewohner der Räumlichkeiten der damaligen Gaststätte eine hölzerne Kegelkugel als Andenken.

Josef Jakobowicz war vierzehn Jahre alt, als er erstmalig als Arbeitsklave der SS missbraucht wurde. Er überlebte ein fünfeinhalbjähriges Martyrium in elf Zwangsarbeits- und Konzentrationslagern. Während er die ersten Jahre der Gefangenschaft, unter anderem in schlesischen „Zwangsarbeitslagern für Juden“, als teilweise erträglich beschrieb, hing sein Leben in den Konzentrationslagern Groß-Rosen, Flossenbürg und Mittelbau-Dora am seidenen Faden. Bei seiner Befreiung aus dem KZ Bergen-Belsen wog er gerade einmal vierzig Kilogramm und war schwer krank.

Die britische Besatzungszone, in der Bergen-Belsen lag, wollte der junge Erwachsene wegen der aus seiner Sicht judenfeindlichen Politik Großbritanniens als Mandatsträger von Palästina schleunigst verlassen. Von anderen hatte er gehört, dass jüdische Holocaust-Überlebende im amerikanischen Sektor am besten behandelt würden. Gemeinsam mit den ebenfalls elternlosen Holocaust-Überlebenden Jente und Leon Schwarzberg, Bruder und Schwester, machte sich Josef Jakobowicz, versehen mit falschen Papieren, auf den Weg nach Bayern. Die drei landeten schließlich im Auffanglager für „Displaced Persons“ auf der Hardhöhe in Fürth. In der Folgezeit ließ er in einer Lungenheilstalt im mittelfränkischen Georgens-

gmünd seine Tuberkulose behandeln.

Zwei Jahre nach Kriegsende heirateten Josef und Jente, nahezu ohne Verwandte. Im Jahr 1948 wurde ein Sohn geboren. Das Paar wollte auf keinen Fall in Deutschland bleiben und in die USA auswandern. Dieser Plan scheiterte jedoch wegen der Lungenerkrankung Jakobowicz', er erhielt kein Einreisevisum. Bis Mitte der 1950er Jahre lebte die kleine Familie in Israel: Der Holocaust-Überlebende vertrug das dortige Klima schlecht, was die Rückkehr nach Deutschland zur Folge hatte. Nach einigen Zwischenstationen – 1958 erblickte auch seine Tochter das Licht der Welt – zogen die vier nach Nürnberg, wo Josef Jakobowicz bis zu seinem Tod im Jahr 2013 lebte.

Jakubowicz verdiente seinen Lebensunterhalt zunächst unter anderem mit dem Betrieb eines Schmuckladens. In den 1960er Jahren leitete er ein Ladengeschäft im Nürnberger Stadtteil St. Johannis, in dem Webteppiche und verschiedene Restposten verkauft wurden. In den 1970er Jahren führte er zunächst in Nürnberg und später in Erlangen eine Diskothek namens „Liverpool“, in den 1980er Jahren in Nürnberg einen VHS-Videoverleih.

Einer seiner engsten Freunde war der Rabbiner und Verleger Shlomo Lewin, der gemeinsam mit seiner Lebensgefährtin Frida Poeschke in der Nachbarstadt Erlangen lebte. Jakobowicz und Lewin hatten gerade die Formalitäten zur Gründung einer jüdischen Gemeinde in der Universitätsstadt in die Wege geleitet, als Shlomo Lewin und Frida Poeschke am 19. Dezember 1980 einem neonazistischen Mordanschlag zum Opfer fielen. Josef Jakobowicz war noch in der Tatnacht von der Kripo angerufen und am Tatort in Erlangen vernommen worden. In Lewins Wohnung hatte man eine Glückwunschkarte gefunden, die anlässlich der bevorstehenden Hochzeit an den Sohn von Josef Jakobowicz gerichtet war. Josef Jakobowicz berichtet 2010 im ISFBB-Interview: „Die haben das gesehen und haben angerufen mitten in der Nacht. Und ich war damals im Schlafanzug, dann habe ich meinen Pelzmantel angezogen und bin hingefahren und hab den Zustand gesehen. Da war er noch gelegen im Blut und die Frau Poeschke und dann haben sie sie weggebracht.“ Später kümmerte er sich um die Aussegnung Lewins in Fürth und die Überführung der Leiche des Ermordeten nach Israel. Dem rechtsterroristischen Mord folgte der Rufmord. Dass sich die polizeilichen Ermittlungen in den ersten Monaten nach der Tat – ähnlich wie später bei den NSU-Morden – gegen das persönliche und soziale Umfeld der Opfer, also Angehörige der jüdischen Gemeinde, richteten, belastete Josef Jakobowicz und seine Familie enorm. In der jüdi-



schen Community herrschte nun Angst und Unsicherheit.

Es ist Josef Jakubowicz hoch anzurechnen, dass er sich nicht einschüchtern ließ und sein früheres Engagement gegen alte und neue

Nazis fortsetzte. So beteiligte er sich 2004 an einer Demonstration gegen die NPD in Erlangen. Zwei Jahre später nahm er an antifaschistischen Protesten in Nürnberg teil, als bundesweit angereiste Neonazis vor dem ehemaligen Gerichtsgebäude der „Nürnberger Prozesse“ demonstrierten und die Aufhebung der Urteile gegen die Nazi-Kriegsverbrecher forderten. Am 1. Mai 2008 wollte er ein Zeichen gegen das Ignorieren neonazistischer Aufmärsche seitens der Stadtoberebenen Nürnbergs setzen und beteiligte sich an den Gegendemonstrationen in unmittelbarer Nähe des NPD-Protestzugs. Später, als die Neonazis ihre Aktivitäten zeitweise in den ländlichen Raum verlagerten, protestierte er gegen die extrem rechten „Lesertreffen“ im oberfränkischen Pommersfelden und gegen die Neonaziaufmärsche in Gräfenberg.

Erst nach dem Tod seiner Ehefrau Jente im Jahr 1991 begann der Witwer, über seine Erlebnisse in den Zwangsarbeits- und Konzentrationslagern zu sprechen. Eine große Hilfe dabei war seine neue Lebensgefährtin Rose Wanninger, die sich an die Universität Erlangen-Nürnberg wandte und bat, man möge doch die Lebensgeschichte des Zeitzeugen dokumentieren. 1998 wurde er im Zuge einer Diplomarbeit mehrfach durch die Verfasserin dieses Aufsatzes befragt. Jakubowicz besuchte nun auch KZ-Gedenkstätten, stets begleitet von Rose Wanninger und ihrem Sohn Henry. Die drei engagierten sich später in Nürnberg für die kleine orthodoxe jüdische Gemeinde Adass Israel in der Munkerstraße.

Josef Jakubowicz betrachtete die gesellschaftliche Entwicklung bereits Ende der 1990er Jahre sehr skeptisch: „Man traut sich jetzt noch mehr, als man hat sich getraut vor dreißig Jahren. (...) Vorige Woche haben sie 300 Grabsteine in Berlin demoliert. Wer macht das? Wissen Sie – die Politiker, die schlucken das runter, die wollen das gar nicht – ist so abgewischt vom Tisch, wie wenn nichts gewesen wäre. (...) Die

müssen die Strafmaße sehr streng verstärken. Nicht Bewährung für Umbringen irgendeiner Türken oder ein Haus Verbrennen mit zehn Monaten Bewährung.“ Er warnte vor einer Entwicklung wie in Österreich: „Wenn jemand hier aufstehen wird in Deutschland und wird so auf die Pauke hauen gegen die Ausländer, wie es der Haider [Jörg Haider, A.d.V.] macht, da werden Sie sehen, wie viele Stimmen er bekommt und wie weit er kommt.“

Haben sich die düsteren Ahnungen von Josef Jakubowicz bestätigt oder nicht? Diese Frage ist nicht einfach zu beantworten. Pessimistisch stimmen die immer wieder aufflammenden rechten Straßenbewegungen, pessimistisch stimmen auch die Wahlergebnisse extrem rechter Parteien. Aber es gibt auch Hoffnung: Immer wieder wehren sich zahlreiche Menschen gegen die Versuche, faschistische Politikvorstellungen in modernisierter Form zu propagieren.

Jahrzehntlang lebte Josef Jakubowicz in einer Wohnung mit Blick auf den Nürnberger Stadtpark, wo er auch im Rollstuhl noch seine Runden drehte. Der „Film im Kopf“, wie er es nannte, hörte nie auf. Immerzu musste er an die schrecklichen Geschehnisse denken und kam nicht zur Ruhe. Der Holocaust-Überlebende starb am 22. Mai 2013 in einem Krankenhaus in Neumarkt in der Oberpfalz. Beigesetzt wurde er im Kreise seiner Familie und seiner Freunde auf dem jüdischen Friedhof in Nürnberg-Schniegling. Die Tatsache, dass auf seinem Grabstein mit den hebräischen Lettern immer wieder Steinchen abgelegt werden, zeigt, dass auch heute noch an diesen Menschen gedacht wird, dem die Nationalsozialisten alles genommen hatten.

Die Lebensgeschichte von Josef Jakubowicz kann hier nachgelesen werden:

www.die-letzten-zeugen.de.



Abb. 33: Josef Jakubowicz und Rose Wanninger, Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau, Polen, 2006

Autor / Interviewer: Michael Busch

Einführung

Wie stellt man die Vielfalt der Jüdischen Kultusgemeinde in Erlangen dar? Eine kleine Gemeinde, die allerdings durch ihre Persönlichkeiten auffällt. Unterschiedlichste Charaktere, unterschiedlichste Vorstellungen, unterschiedlichste Ideen - das prägt die Erlanger Gemeinde.

Mit Porträts einiger dieser Mitglieder soll genau diese Bandbreite dargestellt werden. Verschiedene Lebenswege, verschiedene Vorstellungen, aber alle geeint im jüdischen Glauben. Und auch der wird vielfältig gelebt. Spannende Geschichten! Jede für sich wäre ein Buch wert. Jede für sich ist erzählenswert. Und sicher gibt es noch mehr dieser Lebenswege und Lebensgeschichten, die erzählt werden könnten. Wir starten jetzt einfach mal mit sieben Geschichten.



Abb. 34: Michael Busch 2023

Rose und Henry Wanninger – die Wissenden

Es ist eine alte jüdische Villa, aus der Rose Wanninger und ihr Sohn Henry auf den Nürnberger Stadtpark schauen. Idyllisch gelegen, geschichtsträchtig. Es wäre eine eigene Geschichte wert, wie Rose Wanninger dorthin kam. Sie erzählt von dem Haus, dem Vermittler Dr. Hirschmann, von ihrem Einzug zusammen mit dem Lebensgefährten, warum sie sich dort wohlfühlt. Mit unglaublicher Empathie schildert sie Begebenheiten in der Vergangenheit – weltlicher, aber auch religiöser Natur. Sehr detailliert schildern sie und ihr Sohn nicht nur Episoden aus der Vergangenheit, die das eigene Leben betreffen. Sie sind sehr verwoben mit der jüdischen Geschichte, den Dingen aus der Vergangenheit und dem Einfluss auf das Jetzt und Heute.

Gerade Sohn Henry erklärt, warum und wie jüdische Traditionen Einfluss auf das tägliche Leben haben. Die Wiederkehr der Thora-Lesung, die orthodoxe Vorgabe, dass zehn Männer anwesend sein müssen, wenn die Thora ausgehoben wird, die liberale Erweiterung, „dass auch Frauen zu diesem Quorum gehören“. Beide sprechen von der Rolle der 613 Gebote und den Gründen für die Vorgaben an Sabbat. Sie wissen um die Schwierigkeiten, wenn man wie sie orthodox lebt, dies in der Realität der Welt um sie herum zu praktizieren.

Sie erinnern sich beide aber auch sehr genau an ein Ereignis in Erlangen, das nicht nur die Stadt erschütterte, die sich heute mit dem Motto „Offen aus Tradition“ schmückt. Der Mord an Shlomo Lewin und seiner Lebensgefährtin Frida Poeschke am 19. Dezember 1980 hinterließ in der gesamten damaligen Bundesrepublik Deutschland Spuren. Der Neonazi Uwe Behrendt klingelte in den Abendstunden an der Haustür des nichtsahnenden Paares. Lewin erschoss er direkt an der Tür, Poeschke im Flur.

Rose Wanninger schildert diesen Mord und die Folgen. Heute ist sie noch entsetzt, wie nach dem Mord darauf reagiert wurde. Die Erlanger Nachrichten erschienen einen Tag danach mit dem Titel „Ex-Adjutant Mosche Dajans hingerichtet“. Der erste rechts-extreme Mord nach dem Krieg wurde zunächst der Nahost-Problematik zugeordnet. Falschangaben der Polizei, Verschwörungstheorien, schlampige Ermittlungsarbeit, Verleumdungen – Mutter und Sohn schütteln auch mehr als vier Jahrzehnte nach den Vorgängen den Kopf.

Es ist die Nähe zu den Geschehnissen, die sie weiterhin so präsent halten. Denn Rose Wanninger hat-

te sich, nachdem ihr erster Mann gestorben war, mit Josef Jakobowicz liiert.

Sie hat drei Kinder aus der ersten Ehe großgezogen. Ihren Mann hatte sie 1963 in Erlangen kennengelernt, 1964 geheiratet und ein Jahr später ist sie mit ihm nach Erlangen gezogen. Dort hat die gebürtige Baden-Württembergerin mit ihrer Familie dann auch gewohnt. Allerdings sagt sie: „Wir sind immer nach Nürnberg in die dortige Kultusgemeinde gefahren. Denn in Erlangen gab es keine.“

Der Erlanger Shlomo Lewin stand damals der Nürnberger Kultusgemeinde vor. Nach seiner Abwahl und unter dem Nachfolger Arno Hamburger änderte sich dann Einiges. Lewin und Jakobowicz waren Mitinitiatoren einer besonderen Idee. Henry schildert, was die beiden umsetzen wollten: „Es stand im Raum, dass eine Gemeinde in Erlangen gegründet werde – was dann aber durch den Mord an Lewin vereitelt wurde.“ Lange Planungen und Vorbereitungen wurden mit dem Tod Lewins zunächst zurückgestellt.

Ein paar Jahre später trat Josef Jakobowicz dann in das Leben Rose Wanningers. In der Synagoge in Nürnberg lernten die beiden sich kennen und es kam zu einer Lebensgemeinschaft der beiden. Eine, die das Wirken Rose Wanningers noch intensiver prägen sollte.

Denn ihre tiefe Verwurzelung in den Glauben und in das Judentum insgesamt hat eben auch mit diesem Mann zu tun. Der Sohn führt aus: „Josef Jakobowicz beeindruckte mich durch seine Geschichte. Geboren in Auschwitz, einer einst überwiegend jüdisch geprägten Stadt.“ Von 13 000 Menschen waren über 9000 Juden. Und von dort aus gab es einen unglaublichen Lebens- und Leidensweg. In dem Buch „Auschwitz ist auch eine Stadt“ erzählt er von der Zeit in acht Lagern, bevor es in die Freiheit ging. Auch das ist ein Teil der Verpflichtung der Wanningers: Vom Judentum, von den Entwicklungen zu erzählen und eine Zukunft zu entwickeln und zu gestalten. Denn Jakobowicz rekapituliert in „unpräziser Sprache“ – so der Außentext seines Buches – sein Leben in dem Städtchen Auschwitz, wo Juden und Christen friedlich miteinander lebten.

Er hat mit diesen Erzählungen Spuren hinterlassen. Denn er schreibt auch von den Konzentrations- und Arbeitslagern, in denen ein großer Teil seiner Familie, seiner Verwandten, seiner Freunde und Bekannten umgebracht wurde. Er berichtet aber auch von Menschen, „die sich diesem Wahnsinn entgegenstellten“. Wanningers übernahmen die Idee und die Worte, die eher allgemeingültig sind: „Du sollst



Abb. 35: Rose Wanninger und ihr Sohn Henry 2023

es nicht vergessen, damit es sich nicht wiederholt.“ Und Rose Wanninger ergänzt: „Jeder kann nur aus seinem persönlichen Erleben eine Lebensgeschichte formen.“

Ein Teil der Lebensgeschichte bestand dann darin, dass ihr Lebensgefährte 1997 die Wiederbelebung der Jüdischen Kultusgemeinde nochmals versuchte. Erfolgreich! Die beiden erhielten Unterstützung von Pfarrer Gottfried Lindenberg, dem damaligen Rabbiner Netanel Wurmser, Dr. Christiane Kolbet und Stadtrat Hans-Herrman Hann. Rose Wanninger war dann auch die Vorsitzende der Kultusgemeinde bis 2006. Keine einfache Zeit, denn es galt, einen Platz für die Treffen, einen Platz für die Gebetsräume zu finden. „Wir hatten einen wunderbaren Raum in der Hauptstraße“, sagt sie. „Der Künstler Oleg Kutzenko hatte den Betsaal und den Eingangsbereich gestaltet.“ Doch es war keine endgültige Bleibe. „Wir zogen und ziehen in Erlangen immer wieder um.“

In einem Artikel der Nürnberger Nachrichten wird sie anlässlich der Einweihung in der Hauptstraße zitiert. „Es ist eine riesige Aufgabe, die Einwanderer neu mit den identitäts- und gemeinschaftsstiftenden jüdischen Traditionen vertraut zu machen.“ Sie hat in dieser Zeit versucht, so viel wie möglich zu bewegen. So wurde erstmalig das Laubhüttenfest nach der Pogromnacht wieder in Erlangen gefeiert. Es wurde seitens der Stadt Erlangen eine neue Thora-rolle an die Kultusgemeinde übergeben. Die Spur der alten Thorarollen der früheren jüdischen Gemeinde verliert sich 1938. In diesem Jahr wurden sie in den Keller des Rathauses gebracht.

Rose Wanninger unterstreicht bei dieser Erzählung zu den Neuanfängen in Erlangen nochmals, warum ihr diese Weitergabe der jüdischen Lebensweise so wichtig ist. „Man kann sicher das allgemeine Leben leben, nach Mallorca reisen - oder der Religion nachlaufen. Ich war noch nicht in Mallorca.“ Ihr Sohn schmunzelt und fügt hinzu: „Aber in Marbella war sie schon, da wohnt ein Sohn Jakobowicz‘.“

Die beiden sehen in ihren Erfahrungen und den Bewertungen eine Verpflichtung, diese auch weiterzugeben. Ganz im Sinne des jüdischen Glaubens, der ebenfalls in vielen Bereichen – neben der Thora - mündlich weitergegeben wird. Das gelte auch

im Zusammenhang mit dem Antisemitismus. Gerade in Bezug auf die eigene Geschichte, das Zusammenleben mit dem Shoa-Überlebenden, die Erlebnisse des rechtsextremen, antisemitischen Doppelmordes in Erlangen. Es gebe schlagende Verbindungen mit klaren politischen Ausrichtungen in der Stadt, die sich heute mit dem Zusatz „Offen aus Tradition“ versteht. Doch Rose Wanninger ist nicht wütend, „es hat mich geprägt.“ Sie versucht ihre Gedankengänge in Worte zu fassen und legt es zurzeit schriftlich nieder. Die mündliche Überlieferung werde immer schwieriger. „Und es ist noch so viel aufzuarbeiten. Nicht nur der Holocaust.“ Die Idee einer humanistischen Aufklärung steht hinter den Gedankengängen der schriftstellerischen Arbeit.

Beide weisen aber auf die Diversität, die gelebte und verstandene Vielfalt in der Kultusgemeinde in diesem Falle hin, die trotz der eigenen Überzeugung Bestand in der jüdischen Tradition hat. Henry sagt: „Jeder Jude spricht für sich.“ Und ergänzt, dass damit der Fehler offenbar wird, wenn andere von außen mit dem pauschalisierenden Satz kommen: „Ja, ja, die Juden...“. Rose und ihr Sohn Henry Wanninger sind ein Teil des Gedächtnisses der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen. Und so sind die Wissenden eine Facette der Vielfalt der jüdischen Gemeinde in Erlangen.

Der Wunsch zum Jubiläum:

„Wir wünschen uns, dass das Vermächtnis Josef Jakobowicz‘ weiterhin in der Gemeinde Bestand hat.“

Ester Limburg-Klaus – die Macherin

Ihre Stimme ist leise, aber ausdrucksstark. Das könnte der Grund sein, warum Ester Limburg-Klaus der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen vorsteht. Die Grundvoraussetzungen brachte sie ohne Zweifel mit. „Die Bewerber müssen jüdisch sein, die Gemeinde sollte die Person kennen.“ Denn die Gemeinde beurteilt, ob man zum Beispiel in der Öffentlichkeit auftreten und arbeiten kann. Attribute, die Ester Limburg-Klaus offensichtlich mitbrachte, als sie im Jahr 2007 als Nachfolgerin von Rose Wanninger dieses Amt antrat.

Es ist eine ehrenamtliche Herausforderung, die viel Zeit in Anspruch nimmt. Ester Limburg-Klaus sagt, dass es nicht ausblieb, dass sie diesem Ehrenamt und der zeitlichen Herausforderung Tribut zollen musste. „Ich bin mit der Musik sehr verbandelt und ich spiele klassische Gitarre und habe auch in verschiedenen Gruppen gespielt. Das habe ich tatsächlich alles so nach und nach eingestellt.“ Eine kleine Verbindung bleibt noch, sie unterrichtet weiterhin Schüler, aber selbst ist sie nicht mehr aktiv. Dafür kamen neue Aufgaben. „Ich musste in der Öffentlichkeit Reden halten. Wenn man da nicht so hineingewachsen ist, war das zunächst schon eine Herausforderung.“ Über die Jahre ändere sich das allerdings.

Doch es endet noch lange nicht bei der Fähigkeit, als Rednerin aufzutreten. Sie hat weitere Jobs, die sich aus der Aufgabe als Vorsitzende ergeben. Da ist sie schon mal Eventmanagerin, wenn es um die Organisation der Feste und Veranstaltungen geht. Sie ist die Bibliothekarin, wenn es um das Abrufen des Wissens in allen Bereichen geht. Lächelnd sagt sie: „Es gibt halt kein Handbuch für neue Vorsitzende.“ Das ist ihrer Meinung aber auch ganz gut so. Denn jede Vorsitzende und jeder Vorsitzende bringe seine eigene Note ein, seine eigenen Erfahrungen, seine eigenen Vorstellungen.

Auch nach mehr als 15 Jahren reizt sie diese besondere Verantwortung, wenn es auch nicht immer einfach war. „Es gab da schon Tiefpunkte, an denen ich dachte, dass ich alles hinschmeißen will“, gibt sie zu. Gerade der Punkt, dass es keine eigene Synagoge in Erlangen gibt, sei solch ein Punkt, der es immer wieder schwierig gemacht habe. Allein in der Zeit, in der sie der Kultusgemeinde vorsteht, gab es zwei Umzüge, also drei Standorte. „Und der nächste Umzug steht im Grunde an, denn die jetzige Bleibe in der Rathsberger Straße kann nur eine Übergangslösung sein.“ Das habe viel Energie und Kraft gekos-

tet. Sowohl die Suche nach dem Gebäude, dann der Umbau, und zuletzt der Umzug der Gemeinde mit den Mitgliedern. „Eigentlich sollte ich diese Energie in die Gemeinde stecken und unsere Mitglieder betreuen.“ Genau diese sozialen Dinge sind es, die sie gerne ausgiebiger einbringen würde.

Natürlich stelle sich auch immer wieder die Frage, ob diese „kleine“ Gemeinde überhaupt erhalten bleiben müsse. Die Nachbargemeinden in Fürth oder Nürnberg wären Optionen, in denen die Erlanger Mitglieder sicher unterkommen würden. Doch Ester Limburg-Klaus ist davon überzeugt, dass dies der falsche Weg sei. „Es gibt geschichtliche Aspekte, die wichtig sind und erklären, warum es hier in Erlangen eine jüdische Gemeinde geben sollte.“ Der Aspekt, dass die 1980 ermordeten Shlomo Lewin und Frida Poeschke wieder eine jüdische Gemeinde in Erlangen gründen wollten, sei eben eine Verpflichtung im Sinne des Fortbestehens in der Stadt. Es war der erste rechtsextreme Mord an Juden in der Nachkriegszeit. Eine weitere Verpflichtung, Anwesenheit zu zeigen und zu leben.

„Ich bin mir sicher, dass so mancher das jüdische Leben nicht mehr so intensiv leben würde, wenn wir das Angebot in Erlangen nicht erhalten“, sinniert Limburg-Klaus nochmals zum Standort. Denn gerade die kurzen Wege ermöglichen die sozialen, die gesellschaftlichen Interaktionen.

Es gibt noch weitere Aspekte. „Die Erlanger Gemeinde ist eine Einheitsgemeinde, offiziell eine orthodoxe Gemeinde“, betont Ester Limburg-Klaus. In der Gemeinde sind alle Strömungen innerhalb der Einheitsgemeinde vertreten. Die Orthodoxen ebenso wie die Liberalen. „Unsere Vorgaben sind allerdings orthodox gehalten, damit sich auch diese Gruppe mit der Gemeinde identifizieren und wohlfühlen kann.“ Was aber für die „Liberalen“ nicht heiße, dass man die 613 Gebote nicht kenne oder gänzlich ignoriere. „Wir beschäftigen uns mit dem Schulchan Aruch und versuchen, das zu leben.“ Der Schulchan Aruch wurde im 16. Jahrhundert von Josef Karo verfasst und von mehreren Rabbinergenerationen überarbeitet. Es ist eine autoritative Zusammenfassung religiöser Vorschriften (Halachot) des Judentums. „Dort wird zum Beispiel beschrieben, was man essen darf oder nicht.“ Die Vorsitzende betrachtet diese Vorgaben sehr offen, sehr modern. Am Beispiel der Rinderhaltung erläutert sie dies. „Tiere sollen artgerecht gehalten werden – zum Beispiel die Kühe“, sagt sie. „Vor 100 Jahren hat man sich da keine Gedanken machen müssen. Die Kuh hinter dem Haus frisst das dortige Gras. Heute bei



Abb. 36: Ester Limburg-Klaus, Vorsitzende der Jüdischen Kultusgemeinde, 2023

der benötigten Versorgung und der Massentierhaltung spielt dieses Gebot der artgerechten Haltung durchaus eine wichtige Rolle.“ Diese Gesetze sind nicht immer eindeutig zu klären, oftmals benötige es die Übertragung in die aktuelle Zeit, damit die Ver- und Gebote dann als Lebenstipps fassbar und begreifbar werden.

In ihrer Rolle als Vorsitzende achtet sie daher auf die Einhaltung der traditionellen und religiösen Vorgaben. „Ich schaue darauf, dass die Speisen entsprechend vorbereitet werden, dass die vorgegebenen Handlungsweisen Anwendung finden.“ Bei einem Familiengottesdienst, der monatlich stattfindet, treffen aber alle Mitglieder der Gemeinde aufeinander. Das mache die Erlanger Gemeinde aus. „Wir sind da sehr eigenständig. So bestimmen wir zum Beispiel den Rabbiner, da gibt es keine Vorgaben von außen.“ So liegt es auch in den Händen der Gemeinde, ob ein Chasan, ein Kantor als Vorbeter aktiv werden soll.

Und manchmal zündet Ester Limburg-Klaus die Kerzen zum Mahl an Sabbat an und spricht die dazugehörigen Worte. Das ist zwar keine originäre Aufgabe der Vorsitzenden, aber „ich mache das, weil es sonst halt keiner macht“. Auch das gehört zum Ehrenamt. „Ich zünde sie aber auch gerne an Sabbat an.“

Wichtig ist aber auch der Blick in die Zukunft. Denn Ester Limburg-Klaus möchte gerne die Vision umsetzen, dass die Erlanger Gemeinde wieder eine eigene Synagoge erhält. Ideen gibt es einige. Gespräche ebenfalls – aber noch keine Entscheidungen. „Wir sammeln bereits Spenden, um eine Immobilie zu erwerben.“ Der Optimismus in der Gemeinde und bei den Freunden der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen besteht. Allein einen Ort zu finden sei die größte Herausforderung. „Die Absprachen, die getroffen werden müssen, sind schon komplex.“ Es liegt am potenziellen Verkäufer, es liegt dann auch mal am Denkmalschutz, es geht um die Lage des möglichen Anwesens. Es geht um den Willen der politischen Akteure und deren wahrgenommene Verantwortung gegenüber der Jüdischen Gemeinde. „Ein Neubau wäre wahrscheinlich günstiger, als einen Altbau zu sanieren, umzubauen und mit den erforderlichen Sicherheitsmaßnahmen zu versehen.“ Doch noch ist Ester

Limburg-Klaus optimistisch. „Es geht voran, es gibt immer wieder Lichtblicke.“

Von „ihrer“ Gemeinde ist Ester Limburg-Klaus begeistert. „Die Menschen mögen Erlangen und seine Umgebung. Wir haben Mitglieder, die Gedichte über die Stadt schreiben.“ Es sei aber nicht nur die Verbundenheit zur Stadt, die familiäre Atmosphäre der Gemeinde mache viel aus. „Hier kennt jeder jeden“, das bleibe bei 115 Mitgliedern nicht aus. Abgesehen davon gebe es ein Interesse von außen an der Gemeinde, was zunächst gar nicht so offensichtlich sei. „Es kommen immer wieder Menschen aus Israel oder Juden aus dem Rest der Welt zu den ortsansässigen großen Firmen oder der Universität. Die finden durch uns einen schnellen Anschluss.“ Diese Menschen seien nicht immer Mitglieder der Gemeinde, aber es gibt eben eine Anlaufstelle, die gerne genutzt werde.

Ester Limburg-Klaus ist als Macherin auch eine Netzwerkerin. Es ist zu erkennen, dass genau dies ihr Spaß macht. „Wir Juden haben die Welt zu bewahren und zu schützen“, nennt sie eine der Aufgaben des Judentums, die in der Thora und den Geboten festgehalten sind. Dieses Netzwerken, dieser Zusammenschluss, erst recht die Jüdische Kultusgemeinde Erlangen geben dazu die Möglichkeit. Und so ist es nicht verwunderlich, dass einmal im Jahr ein großes jüdisches Studentengrillfest stattfindet. „Wir hatten schon 200 jüdische Studenten aus ganz Franken hier.“

Leider fallen in den Aufgabenbereich der Vorsitzenden auch unschöne Aufgaben. Der Antisemitismus ist nicht wegzureden. Sicherheitsbeamte, die aufpassen müssen, besondere Vorkehrungen bei jüdischen Festen – das belastet. „Es ist der Antisemitismus, der scheinbar und leider so normal geworden ist“, sagt Limburg-Klaus mit ernstem Blick. Es erschüttern sie immer wieder Berichte über diese Vorfälle. „Es sind die drohenden und beleidigenden Mails, die uns hier erreichen. Es sind die Schilderungen aus Schulen, dass Witze über Juden gemacht werden, die mit Humor nichts zu tun haben und verletzend sind.“ Umso positiver ist es, wenn wir registrieren, dass es allerdings viele Menschen gibt, die „mit uns sind und uns positiv gegenüberstehen“. Menschen, die auch das Wort erheben, wenn Antisemitismus auftritt. „Die Angst, die wir haben, dass der Antisemitismus, der in manchen Nachbarländern deutlich stärker als hier existiert, auf Deutschland überschwappt.“ Die sonst fröhlichen Augen Ester Limburg-Klaus' sind verengt. Es ist die Angst, dass die Verletzungen nicht mehr ausgehalten werden und die jüdischen Menschen wegziehen, weil sie nicht mehr sicher sind.

Es ist die Hoffnung, dass dies nicht passiert. Dafür sorgen auch die Mitglieder in der Gemeinde. „Wir starten 2024 das Gemeinde-Coaching, das ist ein großes Projekt, um die Mitglieder zu aktivieren.“ Ester Limburg-Klaus möchte die Gemeinde noch mehr zum Mitmachen bewegen, denn nicht immer funktioniert das hervorragend. „Ich bin manchmal aber auch ein wenig selbst schuld, da ich halt einfach mache, wenn ich sehe, dass etwas zu erledigen ist.“ Eine Macherin eben, in vielerlei Hinsicht.

Ester Limburg-Klaus hält die Gemeinde zusammen. Die Gemeinschaft liegt ihr am Herzen, wenn auch jede Einzelmeinung wichtig für sie ist. Und so ist die Macherin eine Facette der Vielfalt der jüdischen Gemeinde in Erlangen.

Der Wunsch zum Jubiläum:

„Dass wir als Mitglieder der Gemeinde gemeinsam aktiver werden, aber auch, dass wir eine Unterkunft für uns alle finden, nicht zuletzt, um auch die interkulturelle Arbeit weiter ausbauen zu können. Dass wir als jüdische Gemeinde hier in Erlangen glücklich sind.“ Und als Wunsch an die Bevölkerung in der Stadt – „dass man uns sieht und weiß, dass es hier eine jüdische Gemeinde gibt.“

Jakov Orlovski – der Weltenvermesser und sein Enkel

Es klingt wie ein Buchtitel. Martin Scherbakov muss den Satz wiederholen. „Das ist mein Opa Jakov Orlovski. Er hat Sibirien vermessen.“ Es klingt seltsam, so unwahrscheinlich. Es ist vielleicht der Anfang eines Buches, eines Filmes. Sibirien hat eine Fläche von 13 Millionen Quadratkilometern. Und dieser weißbehaarte 90-jährige Mann mit fröhlichem Gesicht soll das vermessen haben?

Jakov Orlovski lacht auf. „Ja, genau das habe ich gemacht. Von Murmansk bis Tschukotka. Zwölf Jahre lang.“ Sein Enkel Martin schaut stolz auf den Opa. Es ist nicht das erste Mal, dass dieser Satz für ein ungläubiges Gesicht gesorgt hat.

Doch langsam und von vorne. Martin übersetzt immer wieder mal, wenn Opa Jakov die deutschen Worte nicht findet, wenn er vor Begeisterung, aber auch mit manchmal traurigem Blick zurückdenkt und seine Geschichte erzählt. Dann spricht er langsam, in seiner Heimatsprache. Und Martin übersetzt.

Jakov Orlovski wurde am 25. April 1933 in Witebsk in Weißrussland, damals Teil der UdSSR, in einer jüdischen Familie geboren. Der Vater arbeitete als Pilot beim Militär. Im lettischen Ventspils wohnte die Familie zusammen, bis die deutschen Truppen das Land überrannten. „Mein zweijähriger Bruder und meine Oma starben kurz danach.“ Nach Kriegsende ging es erstmalig nach Deutschland. „Mein Vater war in der Stadt Brandenburg stationiert.“ Für Jakov bedeutet das den Besuch der Schule für Offizierskinder. Die Versetzung nach St. Petersburg veränderte für den damals 14-Jährigen dann dessen Leben. Wegen des Militärdienstes ging es wieder nach Deutschland, nach Altenburg in Thüringen. Er erlebte den Volksaufstand am 17. Juni 1953. Er wurde als russisches Schwein beschimpft, aber Jakov Orlovski stand für „seine Sowjetunion“ ein. Das gehörte zum Militärdienst.

1956 endete der Dienst und Jakov durfte zurück und in St. Petersburg eine Ausbildung in der Fachhochschule für Topografie beginnen. Er hatte gute Vorkenntnisse dank seines Wehrdienstes und daher machte es Sinn, dieses Wissen auch weiterhin zu benutzen.

„Außerdem war ich in meiner Seele ein Romantiker. Einsätze am anderen Ende der Welt inspirierten mich.“

Das war dann wohl auch die Ansage, dass sein Abenteuer des Lebens 1959 in Sibirien beginnen sollte. „In Jakutien startete ich meine Tätigkeit als Geodät, Spezialist für Geodäsie.“

Martin Scherbakov hört diese Geschichte nicht zum ersten Mal. Er ist dabei, wenn Jakov Orlovski vor Publikum von diesen Erlebnissen erzählt. Er übersetzt nicht nur, wenn es mal sein muss, er erzählt auch einen Teil dieser unglaublichen Geschichte in Vertretung für seinen Großvater.

Die Geschichte ist ebenso unglaublich wie die Aufgabe, die Jakov damals gestellt bekam. Denn: Es existierte bereits eine Karte im Maßstab 1 zu 100.000. „Wir sollten aber eine Karte im Maßstab 1 zu 25.000 erstellen, von der ganzen UdSSR. 1 Zentimeter auf der Karte entspricht 250 Metern in der Natur. Es sollte also eine sehr genaue Karte sein.“ Das Militär als Auftraggeber achtete natürlich darauf, dass das ganze Projekt „streng vertraulich“ war, wenn auch Jakov Orlovski als Zivilist eingestellt war.

Um ein Kartenblatt zu erstellen, dauerte es drei Jahre. „Im ersten Jahr wurden die Messtürme von Baubrigaden aufgebaut.“ Die Entfernung zwischen den Türmen betrug bis zu zehn Kilometer. Die Geodäten wurden erst nach der Fertigstellung dieser Türme eingesetzt. Die Baubrigaden waren dann auf dem nächsten Streckenabschnitt unterwegs. „Wir zogen von Turm zu Turm und haben mit dem Theodolit die Winkel zwischen den Türmen gemessen.“ An guten Tagen waren es bis zu 15 Kilometer, die durchschritten und vermessen wurden. An Tagen, an denen nichts vermessen wurde, konnten es auch 30 Kilometer Tagesmarsch mit schwerem Gerät sein. Im Winter wurden die gemessenen Daten ausgewertet, Längen- und Breitenangaben bestimmt. Jakov betont: „Man musste sehr genau arbeiten. Nach der Messung mussten wir immer auf 180 Grad kommen – die Innenwinkelsumme eines Dreieckes.“

Maximale erlaubte Abweichung war 179 Grad 59 Minuten und 59 Sekunden.“ Stimmt der Wert nicht, wurde nochmal gemessen. Schlimmstenfalls musste man im nächsten Jahr eine Messung wiederholen.

Kein leichtes Unterfangen, denn auch das Wetter musste mitspielen. „War es zu heiß, musste man warten, da alles flimmert.“ Hochkontinentales Klima



Abb. 37: Jakov Orlovski und sein Enkel Martin Scherbakov mit Landkarte von Russland 2023

mit über 30 Grad Celsius im Sommer. Und im Winter? Pause, da es dort zu kalt war, um zu vermessen. In der Tundra, die noch weiter nördlich liegt, dauert eine Saison nur fünf Monate. „Dort kann es noch im Juni und schon im August schneien“, erzählt Jakov. Seine Arbeit war wichtig für die dritte Truppe, die im Folgejahr nach der Vermessung von dort Luftbildaufnahmen machte.

Es war keine leichte Zeit, denn es galt, Flüsse zu überqueren, die zu viel Wasser führten, in der Tundra mit den Lebensmitteln auszukommen, dem Tod immer wieder in die Augen zu schauen. Verletzungen von Eissplittern und Steinen, fast bewusstlos ertrunken, es war mehr als ein harmloses Abenteuer.

Er erinnert sich aber auch an Gegebenheiten, die wiederum filmreif sind: „Ich bin ein Rentier geritten. Man gab uns damals das stärkste Rentier – ich nannte ihn Kognak, da dieses Getränk auch ziemlich stark vom Alkoholgehalt her ist. Ich bin damals nicht die ganze Zeit geritten, denn auch für das stärkste Tier

war ich zu schwer.“ Erinnerungen, die Jakovs Augen zum Glänzen bringen.

Die Augen glänzen ebenso, wenn Jakov erzählt, dass er nicht nur seine Arbeit liebte. „Ich kehrte 1959 schließlich ins Basislager zurück und habe dort Valentina kennengelernt. Am 31. Januar 1960 haben wir in Oljokmink am Lena Fluss in Sibirien geheiratet.“

Statt Flitterwochen gab es einen Flittersommer in Sibirien.

Dies und viele der kleinen und großen Geschichten erzählt er bei seinen Vorträgen. Noch viel mehr ins Detail gehend, die Menschen, die ihm zuhören, mitnehmend.

Die spüren die Kälte, wenn er von Ojmjakon berichtet, dem kältesten Ort der Welt. Im Winter ist es dort bis zu minus 70 Grad kalt. Doch eine andere Kälte traf Jakov viel härter, unvermittelt, nachdem sein Vater, aber auch er und seine Familie die Dienste für die sowjetischen Machthaber ausgeführt haben.

„Ich wollte 1971 in die Antarktis.“ Die Augen Jakovs flackern, als er diese Episode seines Lebens erzählt. Es war ein Traum. „Obwohl ich nur laut Pass ein Jude war und mich dazu entschied, soweit es ging zu assimilieren – meine Frau ist sogar eine Russin – konnte ich die gläserne Decke einmal am eigenen Leib spüren.“ Ihm wurde schnell klar, was es bedeutete, ein Jude in der Sowjetunion zu sein. „Juden haben hier keine Heimat“ – eine unsägliche Direktive, die nun auch ihm galt, der die Grenzenlosigkeit Sibiriens, der Taiga und der Tundra kennengelernt hatte. Ihm kam die Erkenntnis, dass das Postulieren des Satzes „Freundschaft der Völker“ für alle galt, nur nicht für Juden.

Er wäre so gerne mit auf die 17. sowjetische Antarktis-Expedition gegangen. Es wurden einige Geodäten gebraucht und „ich entsprach allen Anforderungen“. Doch beim Bewerbungsgespräch hieß es, dass schon genug Spezialisten gefunden worden seien. „Den wahren Grund erfuhr ich erst im Flur: Ein Kollege flüsterte mir ins Ohr, mein fünfter Punkt hätte nicht gepasst. Ich bin ein Jude.“ Im sowjetischen Pass stand unter fünftens „Nationalität“, was aber eher der „Ethnie“ entspricht, also „Russe“, „Georgier“ oder eben „Jude“.

Es hatte zuvor nie eine Rolle gespielt. „Damals hatte ich einen etwas dunkleren Hautfarbton und dunkle, lockige Haare. Manchmal nahm man deshalb an, ich sei ein Georgier.“ Jakov wollte seinen Traum leben, alles andere spielte keine Rolle. „Ich ließ mir einen Schnurrbart wachsen und lernte sogar ein paar Sätze auf Georgisch.“ Es war nicht unüblich, erklärt Jakov. Ein Cousin verlor seinen Pass und erhielt einen neuen mit der Eintragung „Weißrusse“, nicht mehr „Jude“. Dessen Bruder ebenfalls. Ein Freund verbarg seine jüdische Abstammung, selbst vor Jakov, fast sein gesamtes Leben lang – und gestand sie nur fünf Jahre vor seinem Tod lange nach dem Zerfall der UdSSR. „Man konnte als Jude leben, wenn man nicht als Jude gelebt hat“, eine bittere Erkenntnis im Nachhinein. Martin ergänzt: „Der Besuch der Synagoge war nicht verboten, aber man sollte es nicht machen.“ Die säkular lebenden Juden taten sich etwas leichter.

„Mein Papa hieß eigentlich Moische Gerschowitsch – nannte sich aber mit dem russischer klingenden Namen Michail Grigorjewitsch. Meine Eltern unterhielten sich manchmal auf Jiddisch miteinander. Ich verstand ein bisschen davon. Jedoch schämte ich mich, selbst Jiddisch zu sprechen.“ Doch irgend-

wann konnte und wollte Jakov der Frage nicht mehr ausweichen: „Was war eigentlich so schlimm daran, Jude zu sein?“ Für jüdische Menschen machte man die Aufnahmeprüfungen an der Universität um ein Vielfaches schwieriger als für andere, so dass nur die Allerbesten durchkommen konnten. Höhere Stellen waren diesen oft versagt.

Auch wenn die Antarktis nicht klappte, als Hauptingenieur ging es weiter. Bis zu 100 Menschen hörten auf ihn. Nach 25 Jahren Arbeit als Geodät wurde ihm die Auszeichnung „Ehren-Geodät“ verliehen.

Und dann kam die Perestroika. Was für viele Menschen eine Befreiung war, stürzte andere Menschen in eine Krise. Gerade diejenigen, die unter anderem im staatlichen Auftrag gearbeitet hatten. Selbst wenn es um nicht-militärische Projekte ging. Es drohte die Arbeitslosigkeit.

Mitte der 1990er entschied er, sich nach Deutschland zu ziehen. „Eine Information, die in der Sowjetunion unter der Hand weitergegeben wurde. Es mochte zunächst niemand glauben, dass es so einfach sein sollte, nach Deutschland zu kommen.“ Martin erzählt aus der Erinnerung seiner Eltern über die Vorkommnisse in dieser Zeit, in der Zeit der sogenannten Kontingentflüchtlinge. Nürnberg war die erste Anlaufstation, aber es ging zügig nach Erlangen weiter. 1998 wurde ihm und der Familie eine Wohnung zugewiesen, die noch nicht saniert war, die mit Kohle zu heizen war. Jakovs Glück war es, dass er jahrelang in einem Zelt gewohnt hatte und daher der Anspruch nicht allzu groß war. Dadurch wurde ihm die Wohnung sehr schnell zugesprochen.

Vorurteile hatte er gegenüber Deutschland nicht, auch keine Angst. Sein Vater war lange Zeit zuvor – noch nicht wissend, dass es wieder einen Umzug nach Deutschland geben werde – eher skeptisch gewesen. „Ich habe viele nette Deutsche sehr schnell kennengelernt, auch während der Militärzeit.“ Seine Frau würde gerne zurück nach Russland. Sie ist keine Jüdin, sie ist Agnostikerin – und eben Russin. Keine ungewöhnliche Beziehung in dem Vielvölkerstaat Sowjetunion. Wenn auch die eigene Mama sich gewünscht hat, dass ihr Sohn Jakov eine Jüdin heiratet. „Wie Mütter halt so sind“, lacht Jakov auf.

„Vor dem Umzug wusste ich nichts vom jüdischen Leben in Deutschland. Erst hier angekommen sprach mich der Pfarrer Gottfried Lindenberg darauf an.“ So wurde er zu einem der Gründungsmitglieder der jüdischen Gemeinde Erlangen.

Mit seinem Enkel Martin besucht er die Gottesdienste immer wieder. Der jüdische Glaube ist ein Bestandteil des Lebens – wenn auch ein kleiner Bestandteil, wie Jakov zugibt. Er sagt, dass er wie ein Fisch im Wasser sei, er ist gerne in Erlangen und hat sich eingelebt. Er ist ein Teil dieser kulturellen Gesellschaft.



Abb. 38: Jakov Orlovski und sein Enkel Martin Scherbakov mit Landkarte von Russland 2023

Und so sind der Weltenvermesser und sein Enkel eine Facette der Vielfalt der jüdischen Gemeinde in Erlangen.

Der Wunsch zum Jubiläum:

„Dass wir weiterhin untereinander den hohen Respekt haben, den wir bisher hatten. Und dass wir eine offene Gemeinschaft bleiben.“

Anna Filipova – die Musikerin

Die Hände gleiten über die Klaviatur. Mühelos, schwebend, aber zielsicher die schmalen Tasten treffend. Anna Filipova ist in ihrem Element. Über das Alter spricht man nicht, aber Musik hält jung, fast mädchenhaft wirkt sie, wenn Filipova sich der Musik hingibt. Die Klavierlehrerin lebt und liebt das Klavier, die Musik, die Harmonie, die gewollten Disharmonien, den Takt, kurzgesagt, das musikalische Dasein. Diese Musik begleitet sie fast ein ganzes Leben lang, im Gegensatz zum Umgang mit ihrem jüdischen Glauben, der sei nicht immer so sichtbar gewesen. „Ich bin in einem atheistischen Land aufgewachsen“, sagt sie. In der ehemaligen Sowjetunion habe das Judentum keine Rolle für sie gespielt. Erst als sie nach Deutschland kam, änderte sich diese Wahrnehmung und die Einstellung. Dabei ist sie in einer rein

jüdischen Familie aufgewachsen. „Bei mir zu Hause wurde Jiddisch gesprochen.“ Weder Glaube noch Religion spielten in dem heutigen ukrainischen Ort eine Rolle. „Ich war bei den Pionieren!“ unterstreicht Anna Filipova den typischen Alltag in der Sowjetzeit.

Im Hof des eigenen Anwesens stand sogar eine Synagoge, die allerdings vernagelte Fenster hatte. „Wir sind alle gleich, hatte es damals geheißen. Doch die Wahrheit ist, dass es manchen sogar peinlich war, Jude zu sein.“ Anna Filipova beschönigt nichts. „Ich war ein sowjetisches Kind.“ Wenn sie auch so manche Vorgänge innerhalb des Hauses interessierten. Das „geheimnisvolle Jiddisch“, die Feste, die ebenfalls im Verborgenen stattfanden, die Wurzeln seien erkennbar gewesen, aber sie wurden aus Sicht von Anna Filipova eher einer Familientradition als einer jüdischen Tradition zugeordnet.



Abb. 39: Anna Filipova am Klavier 2023

Im Jahr 1998 gab es dann aber den entscheidenden Wechsel was die eigene Einordnung in Bezug auf das Judentum betraf. Sie verließ die Ukraine und startete einen weiteren Lebensabschnitt in Erlangen. Zunächst hieß es, die neue Sprache zu lernen. „Ich habe ein wenig Deutsch in der Schule gelernt. Zusammen mit dem Jiddischen fiel das Lernen nicht ganz so schwer.“ Mit 50 Jahren lernte sie die Sprache so intensiv, dass sie bereits zwei Jahre später ihre Klavierschule eröffnen konnte. „Das ist vielleicht das, was mich auszeichnet: meine Hartnäckigkeit.“ Die bei der Umsetzung aber auch von Nöten war, denn so nebenbei ließ sich der Klavierunterricht eben nicht absolvieren. „Bevor der Unterricht beginnt, muss ich mich um den Haushalt kümmern. Dann geht es mittags los und bis in die Abendstunden wird mit den Schülern gearbeitet.“ Die lernwilligen Kinder und Jugendlichen sind in der Regel zwischen sechs und 16 Jahre alt. „Aber es kommen auch ältere Leute oder Musikstudenten zu mir.“

Die Schule ist ein Erfolgsmodell. „Meine Schule und ich sind bekannt. Ich habe sehr viele Preisträger großgezogen.“ In einem Interview mit der Jüdischen Allgemeinen hatte sie einmal gesagt: „Beim Unterrichten lege ich besonderen Wert auf die Liebe zur Musik. Ich bin Perfektionistin. Ich halte meinen Unterricht als Meisterklasse. Wir machen nicht einfach ‚ABC‘ oder ‚Alle meine Entchen‘, wir machen Kunst: Bach, Beethoven, Mendelssohn, Chopin – das braucht Reife, Mühe und Geduld. Ich habe festgestellt, dass die weniger begabten Kinder manchmal mehr erreichen – mit Geduld, Leidenschaft und Liebe zum Instrument.“

Stolz ist Anna Filipova auf die gegebenen Konzerte. „Für die jüdische Kultusgemeinde sind wir schon aufgetreten – von der Stadt unterstützt.“ Anlass war ein Fest der Gemeinde, im Redoutensaal wurde konzertiert. „Es war ein sehr großer Erfolg“, erinnert sie sich zurück. Dabei sei der Weg dorthin nicht leicht gewesen, resümiert die ausgebildete Konzertpianistin. Mit sieben Jahren legte sie den Grundstein der musikalischen Karriere. Acht Jahre Musikschule, vier Jahre Musikfachschole, Studium am staatlichen Konservatorium in St. Petersburg – damals Leningrad, 15 Jahre Auftritte als Konzertpianistin und die Erkenntnis, dass die Bühne „nicht mehr für mich da ist und ich das weitergeben muss, was ich selbst kann“. Dass dies so funktioniert, liegt an der eigenen Einstellung zur Musik, die im Grunde nicht wirklich überrascht. Anna Filipovas Gesicht strahlt, die Augen glänzen: „Das ist mein Leben!“

Die Musik ist der rote Faden in ihrem Leben. Sie sucht nach Worten genau dies zu beschreiben. „Das Instrument, die Musik ist der Schlüssel zu vielen verschlossenen Türen.“ Die Musik ist für sie kein Glaube. „Es ist für mich normal“, versucht Anna Filipova die Bedeutung einzuordnen. Und gar nicht widersprüchlich: „Es ist ein Wunder, das uns in die Hand gegeben wurde.“ Die Musik ist die älteste Sprache, die alle Menschen verstehen.

Sie ließ sich nicht beirren, als die Umstände in der Sowjetunion sich änderten. Ausgerechnet die Perestroika, die Zeit, in der ein Eiserner Vorhang plötzlich der Vergangenheit angehörte, führte dazu, dass die wirtschaftliche Lage so schwierig wurde, dass es zu existentiellen Fragen kam. Statt der Musik, statt bezahlter Auftritte verkaufte die Familie in Czernowitz Stoffe auf Kommissionsbasis. In der Nähe der rumänischen Grenze wurde damit das Überleben der Familie gesichert. Das Instrument wurde verkauft. Und wieder war es die Hartnäckigkeit, die wichtig war, um weiterzukommen.

Als die Chance sich auftat, nach Deutschland umzuziehen, wurde diese genutzt. „Ich bin Europäerin“, betont Filipova. „Deshalb wollte ich nach Israel.“ Die Familie zog mit, der Ehemann, die Tochter, die Mama. Es sollte ein neuer, erfolgreicher Lebensabschnitt werden. Der Mann lernte ebenfalls Deutsch und konnte bei Siemens anfangen. Für Anna Filipova stand der unterbrochene Traum weiterhin im Raum. „Ich wollte wieder Klavier spielen, ich wollte Unterricht geben.“ Als Aushilfe im Supermarkt, eine Bäckerei putzend – sie tat viel, um Geld zu verdienen. Für einen Zweck: Sich wieder ein Klavier kaufen zu können.

Erfolgreich. Das Klavier wurde tatsächlich wieder Realität. Eine Hürde galt es aber zunächst zu überwinden, das Talent musste wieder trainiert werden. „Meine Finger waren steif“, lacht Anna Filipova heute auf. Damals war ihr nicht zum Lachen zumute. Harte Arbeit am Klavier, mit der geliebten Musik, mit Noten, die wieder eingepägt werden mussten, führten nach einem steinigen Weg dazu, dass sie mit Schülern arbeiten konnte. Ein harter Weg. Aber: „Ich bereue keinen einzigen Moment, ich bereue keine einzige Entscheidung.“ Sie ergänzt: „Als ich in den Bus nach Deutschland stieg, wusste ich, das war es. Einen Weg zurück gibt es nicht mehr.“ Ein Impetus, der sich durchaus auf den Unterricht überträgt.

„Ob ich eine harte Lehrerin bin? Das müssen sie meine Schüler fragen!“, schmunzelt sie. Gibt aber zu: „Wenn ich ehrlich sein soll: Ich bin sehr streng.“ Daher nimmt sie nur talentierte Schüler. „Am Anfang habe ich alle genommen, doch jetzt suche ich aus.“

Anna Filipova hat Spaß daran, diese Talente freizulegen, zu fördern, zu präsentieren. „Denn die Schüler wissen nicht immer um ihr Können.“ Daher investiert sie viel in ihre Zöglinge, auch menschlich. Dankbar ist sie gegenüber Ester Limburg-Klaus, der Vorsitzenden der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen. „Sie hat mir damals gesagt, dass es Zeit ist, wieder anzufangen.“ Es war der Anschlag, wieder als Klavierlehrerin zu arbeiten. Daher spielt die Kultusgemeinde für sie eine besondere Rolle. Dort hat sie auch ihre Rolle als Jüdin wiedergefunden. „Ich habe eine jüdische Mutter, es war immer in mir.“ Die Gemeinde ist nun die Familie. Dorthin könne sie immer gehen. Mit dem Kummer ebenso wie mit der Freude. „Leider kann ich nicht immer zum Sabbat kommen, das hängt mit meiner Arbeit zusammen. Bei den Festen versuche ich aber immer da zu sein.“ Ein Kompliment gibt es für die Vorsitzende Ester Limburg-Klaus. „Sie ist wichtig für die Gemeinde, sie hält uns zusammen.“ Um im musikalischen Duktus zu bleiben: Sie sei die perfekte Dirigentin.

Hier zeigt sich die Parallele zur Musik. Viele Kleinigkeiten kommen zusammen, um das perfekte Stück zu formen. Das sei dann aber auch das Ergebnis, welches die Menschen bewege und mitnehme. Umso schwieriger sei es für sie, den Hass gegenüber dem Judentum zu verstehen. „Ich verstehe es einfach nicht.“ Es bedürfe einer neuen Generation, die unbelastet von der Vergangenheit neu anfangen. „Angesichts der heutigen Entwicklungen glaube ich aber nicht, dass es diese Generation schon jetzt gibt“, befürchtet Anna Filipova. Wenn sie auf ihre Enkel schaut, sieht sie aber ein Licht. Sie hofft auf die Urenkel, dass sie diese irgendwann erleben darf. „Wir wollen doch alle Frieden“, hofft sie optimistisch. Bei den meisten Menschen sei das unfraglich. Einige wenige zerstören diese Idealvorstellung. Die Musikerin beobachtet bereits bei ihrer Enkelin, dass diese viele Dinge aus der Vergangenheit gar nicht mehr interessieren, die weiterhin Vorurteile oder gar Hass schüren. „Man darf die Vergangenheit nicht vergessen, wichtig ist es mit dem Wissen darüber nach vorne zu schauen.“

Anna Filipova spielt eine besondere Komposition. Ein Stück, das ihr eigenes ist, aber die Gemeinschaft ebenso beinhaltet. Und so ist die Musikerin eine Facette der Vielfalt der jüdischen Gemeinde in Erlangen.

Der Wunsch zum Jubiläum:

„Wir sollen uns als Gemeinde zeigen, dass wir da sind und offen sind. Wir sollen die anderen Menschen aller Religionen einladen, um sich gemeinsam auszutauschen. Führt die Kinder zusammen, denn sie sind die Zukunft der jüdischen Kultusgemeinde, die Zukunft der Menschen.“

Shmuel Wagner – der Kritiker

Die Regnitz fließt bei Shmuel Wagner an der Terrasse vorbei. Ruhig, tragend, bedächtig. Er sieht sie morgens, wenn der Tag startet, er sieht sie abends, wenn die Welt sich in der Nacht scheinbar etwas langsamer dreht. Shmuel Wagner wirkt ein wenig wie das blaue Band, das an seinem Haus vorbeiführt. Ruhig, tragend, bedächtig.

„Ich habe keine besondere Geschichte“, erklärt er. Startet dann aber mit einem regelrechten Wasserfall seiner Lebenslaufbahn. „Ich bin 1956 in Israel geboren, da habe ich dann meine Frau kennengelernt. Mit der bin ich 1980 nach Deutschland, nach Berlin gekommen – da war ich 24 Jahre alt.“ Er lässt sich nicht bremsen und erzählt seine Geschichte sprudelnd weiter. „Wir sind nach unserer Hochzeit nach Indien geflogen. Das war quasi unsere Hochzeitsreise. Waren dort ein halbes Jahr. In Nepal. Sri Lanka.“ Er war ein Hippie, lange Haare, die man sich heute wegen seiner Kurzhaarfrisur nicht mehr richtig vorstellen kann.

Doch mit dem Hippie-Dasein war dann Schluss, als das erste Kind anstand. Es ging zurück nach Deutschland, Buckenhof. „Wir lebten in einer Wohngemeinschaft. Da eckten wir allerdings bei den Nachbarn an, da wir als WG in einem Spießerviertel wohnten.“ Man habe nicht so richtig dort hingepasst. In den Augen der Anderen waren sie die linken Nachbarn, die auf Demos gingen und ihre Kinder großzogen. Beiläufig erwähnt Shmuel Wagner, dass es keine jüdische WG war, „wir waren gemischt“. Und fügt hinzu: „Ich bin gar nicht religiös. Wenn ich religiös gewesen wäre, wäre ich sicher nicht nach Deutschland gekommen.“ Er schiebt hinterher, dass „ein religiöser Jude nicht nach Deutschland kommen würde“. Die Lebensumstände seien viel zu schwierig. „Du merkst keinen der Feiertage, du merkst nicht, dass heute Sabbat ist.“

Das wird in der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen akzeptiert. „Es ist ein offenes Geheimnis, ich sage das immer wieder, dass ich nicht religiös bin.“ Dennoch gibt es die Verbindung zur Gemeinde, die er ganz lax schildert. „Ich bin Jude, so wie die!“ Die Geschichte hat gezeigt, dass es nicht die Frage der Religiosität war, die für die Angriffe gegen die Juden eine Rolle gespielt hat. „Die haben alle über einen Kamm geschert. Du bist Jude – also wirst du vernichtet.“

Dennoch gibt es eine Verpflichtung aus Shmuel Wagners Sicht. Denn er liest die Texte anlässlich des Sabbats. „Natürlich,“ lacht Shmuel Wagner auf „weil ich es kann, die anderen können es oft nicht.

Ich habe das alles in Israel im Unterricht gelernt.“ Er reißt sich nicht darum, aber die jüdische Tradition verbindet – irgendwie dann auch in der Religion, die Shmuel Wagner aber mehr als Tradition sieht.

„Es ist für mich eine innere Verpflichtung – es ist sozial-moralisch“, bekräftigt er. „Wir sitzen alle im selben Boot.“ Es ist seine Unabhängigkeit, die er genießt. Die Gemeinde respektiert und akzeptiert das auch. Das bringe die grundsätzliche Auslegung und Einstellung der Erlanger Kultusgemeinde mit sich. „Wir haben in unserem Kreis Juden, die würden in den orthodoxen Kreisen in Israel nicht als solche anerkannt werden.“ Der Begriff reform-liberal spiele eine große Rolle – zum Glück, wie Shmuel Wagner meint.

In der eigenen Familie ist er ebenso tolerant. So möchte die eigene Tochter zum Judentum konvertieren, die Tochter aus der Beziehung mit einer Christin und daher von Geburt an keine Jüdin. „Wenn du erwartest, dass das alle verstehen, liegst du falsch“, hat er ihr mitgegeben. Er sieht das Judentum als elitäre Religion, nicht als missionierende Religion. „Wir sind das auserwählte Volk“ das spiele für das Selbstbewusstsein, gerade bei den Orthodoxen eine wichtige, lebensweisende Rolle. Seine Tochter hat den Zugang in Israel entdeckt. Sie verbrachte dort einige Zeit und ließ sich dort vom Judentum überzeugen. Shmuel Wagner kann, er muss damit leben. Er weiß, dass sie ihre Erfahrungen macht, wenn es zum Beispiel darum geht, koscher zu leben. „Das ist hier ein Problem.“ Die Schwierigkeiten, wenn bei nicht-jüdischen Freunden Rindfleisch in Sahnesauce angeboten wird. „Hier gibt es die Trennung zwischen milchiger und fleischiger Küche nicht.“ Viele der Gebote seien nur schwer umzusetzen außerhalb des jüdischen Staates.

Shmuel Wagner grinst. Denn einen Vorteil weiß er in seiner Hand. „Ich kenne die Thora.“ In der Schule in Israel wurde das Wissen darum weitergegeben. Jahr für Jahr, sehr intensiv, es war Abiturfach. Da kann er breit argumentieren, gelehrt und fundiert. Er redet nicht daher und vertritt eine Einstellung aus Prinzip. Er kann sich erklären – wenn er möchte. „Mir kann keiner was vormachen. Ich kenne die Art und Weise der Lesung, ich kenne viele Auslegungen.“

Es ist eine spannende Auseinandersetzung, die Shmuel Wagner lebt und vertritt. „Es klingt komisch, aber ich bin jüdischer Atheist.“ Das Problem sei, dass das Christentum, wie andere Religionen auch, sich mit dieser Vorstellung schwertut. „Du kannst das Judentum nicht abtreten. Es geht nicht, dass ich sage, dass ich kein Jude mehr bin.“ Selbst



Abb. 40: Shmuel Wagner 2023

beim Konvertieren bleibe der Jude aus jüdischer Sicht immer ein Jude. Deshalb sei an dieser Stelle die Säkularisierung so schwer zu erklären, da es ein anderer, innerer Zusammenhang ist, da das Judentum per se nicht nur die religiöse Seite beinhalte. Für ihn ist es eine Standardantwort auf die Frage, ob er Jude sei, wenn er, nachdem er gesagt hat, dass er ursprünglich aus Israel stamme: „Ich bin geborener, nicht religiöser Jude.“ Nicht jeder versteht das sofort – nachgefragt wird selten.

„Meine Partnerin hat mich und ich sie zu akzeptieren, ein paar Kumpels vielleicht, ich habe mich zu akzeptieren – alles andere ist mir Wurst!“ Ein starkes Selbstbewusstsein, das Shmuel Wagner auch zugibt. Es sei aber eben das, was ihm wichtig ist.

Zurück zur Geschichte, die Shmuel Wagner aus eigener Sicht nicht zu erzählen hat. Beiläufig erwähnt er, dass er mit einem Freund über die Alpen bis Bozen lief. Er erzählte, dass er jahrelang in Erlangen

die Menschen studierte, weil er Taxi fuhr. Er erzählt ebenfalls so nebenbei, dass er immer gerne seine Heimat Israel besucht habe. Doch bei der jetzigen Entwicklung mag er wohl nicht mehr. „Die sind in der Politik rechts und religiös und ich bin links und unreligiös.“ Allerdings sei er eben nicht mehr in Israel, daher stehe es ihm nur bedingt zu, sich darüber zu äußern. Doch Kritik muss erlaubt sein.

Es gilt nochmals einen Blick auf die Regnitz zu werfen, die an Shmuel Wagners Haus vorbeifließt. Es gibt mehr Ähnlichkeiten als sich scheinbar offenbart. „Stille Wasser sind tief“, heißt es. Das trifft auch auf den langsam dahinfließenden Fluss zu. Es gibt Strömungen, Untiefen und manchmal eine reißende Strömung, wenn irgendwo ein Damm bricht oder äußere Einflüsse wie das Wetter das Wasser anschwellen lassen. Für den Außenstehenden sind diese Wechsel, diese vielen Möglichkeiten nicht immer erklärbar. Das trifft auf Shmuel Wagner auch zu. Es ist nachvollziehbar, was er sagt. Es ist dennoch komplex, denn er fordert sein Gegenüber. Er diskutiert, stimmt zu und argumentiert in seiner Sache. Vor allem pauschalisiert er nicht. Die Bezeichnung „typisch Jude“ widere ihn ebenso an wie jede generelle Pauschalisierung. „Das geht gegen meinen Verstand und dann lehne ich es ab!“

Shmuel Wagner hat keine Geschichte zu erzählen, sagt er. „Ich bin ein ganz normaler Mensch.“ Vielleicht ist diese Normalität die große Geschichte? Nicht vielleicht – es ist die Geschichte. Auch wenn er als Kritiker nicht nur Freunde hat, genießt er dennoch eine hohe Akzeptanz. Und so ist der Kritiker eine Facette der Vielfalt der jüdischen Gemeinde in Erlangen.

Der Wunsch zum Jubiläum:

„Ich wünsche der nächsten Generation ein eigenes Gemeindehaus. Das werden wir benötigen, um den Zusammenhalt leben zu können.“

Sara – die Außergewöhnliche

Dieses Portrait, das Sie nun lesen werden, ist vielleicht ein eher ungewöhnliches Portrait. Die Mitglieder der Jüdischen Kultusgemeinde werden die Person sicher erkennen, Außenstehende eher nicht. Es ist ein ungewöhnliches Portrait, weil die Geschichte so scheinbar normal ist. Normal für die Frau, die eine aus ihrer Sicht „gewöhnliche“ Geschichte erzählt. Die aber eben gar nicht so gewöhnlich ist. Und das Portrait erzählt ein wenig von dem Wunsch, unkenntlich zu sein, um normal, eben nicht ungewöhnlich, leben zu können. Ein Wunsch, den sicher viele Menschen, die im jüdischen Glauben und den jüdischen Traditionen vereint sind, nachvollziehen können.

Der Einfachheit halber nennen wir das Mitglied der Gemeinde Sara. „Ich habe hier ein Idyll mitten in der Stadt“, schwärmt sie mit Blick auf einen kleinen verwilderten Garten. Man mag es kaum glauben, dass dieses Grundstück fast in der Erlanger Innenstadt liegt.

1978 ist sie in die Stadt gekommen, zuvor hatte sie mit ihren Eltern in Fürth gelebt. Fürth war die erste deutsche Stadt nach einem Umzug, zu dem die Familie gezwungen wurde. „Dass ich nach Deutschland gekommen bin, hat einen besonderen Grund. Eine Geschichte, die die wenigsten Menschen kennen, eine Geschichte, die dem Antisemitismus in Mitteleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg geschuldet ist.“ Ein Umzug, der sich einreihete in ungewollte Ortswechsel, die ihre Eltern ertragen mussten. Nach Flucht und Deportation aufgrund des 2. Weltkrieges erfolgte die „Entpolnisierung“ im Zuge der Westverschiebung der polnischen Grenze. Gleichzeitig fand eine Verschiebung der Grenze Ostpolens, der heutigen West-Ukraine, statt, von der sie als polnische Bürger betroffen waren. Ein Teil der Historie, die im Geschichtsunterricht oftmals nicht erwähnt wird. Die Familie verließ Polen bereits 1967, ein Jahr vor dem Höhepunkt der staatlich geförderten antisemitischen Kampagne der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei. Viele der etwa 25.000 bis 30.000 polnischen Juden, die noch in Polen lebten, zogen in den Jahren 1967 bis 1989 nach Israel, manche in die USA – ein Teil aber auch nach Deutschland. Sie wurden regelrecht ausgebürgert, manche gingen „freiwillig“.

„Ich habe das so richtig nicht mitbekommen.“ Sara verließ ihre Heimat als Zehnjährige. „Meine Eltern

hielten mich von den Entwicklungen fern.“ So sprachen die beiden Jiddisch, wenn die Tochter sie nicht verstehen sollte. Sie sagten, dass Sara sich zu vielen Dingen nicht äußern solle, sie sollte auf die Eltern und deren Antworten verweisen. „Die Stimmung bekam ich natürlich mit, aber es war irgendwie normal.“ Mitentscheiden, wo es hingehen könne, durfte Sara nicht. „Als Kind bist du da ja machtlos. Man packt dich, man trägt dich irgendwo hin, du hast keinerlei Einflussmöglichkeiten.“ Es sei Alltag gewesen.

Alltag, der dann zunächst in Fürth weiterging. Es gab eine weitläufige Familie, die in Deutschland war, die beim Neustart half; das machte manches einfacher. „Sie bürgten für uns und daher mussten wir in kein Auffanglager.“

Aber da war auch eine tiefe Verbitterung und Wut. „Ich habe als Kind beschlossen, kein Polnisch mehr zu sprechen.“ Sara wollte mit dem Land, das sie und ihre Familie nicht akzeptieren wollte, abschließen. Kein einfacher Weg. Denn in Fürth saß sie plötzlich in der Schule und verstand kein Wort. Es ist heute schwer nachzuvollziehen, dass Deutsch eine Fremdsprache war, ein Hindernis, das überwunden werden musste, um sich zu integrieren. Die dortige Kultusgemeinde war ein erster Halt, der auch noch einige Zeit erhalten musste, als sie 1978 nach Erlangen zog. Die Liebe war der Grund. Ihr Mann hatte dort seinen Lebensmittelpunkt. Ein im Grunde gewöhnliches Leben stand an. Und doch bleibt es eine erzählenswerte Lebensgeschichte.

„Für mich hat der Glauben nie so eine große Rolle gespielt“, erzählt Sara. Es sind die jüdischen Traditionen, zu denen sie sich hingezogen fühlt. „Ich zünde meine Kerzen an, ich suche die jüdische Gemeinschaft.“ Diese gesuchte Nähe war einer der Gründe, warum sie sich bei dem Aufbau einer jüdischen Gemeinde in Erlangen engagierte. „Wir hatten keinen Anlaufpunkt, es ging nach Nürnberg oder Fürth in die Gemeinden.“ Der andere, vielleicht noch wichtigere Punkt, sei der Wunsch der beiden Söhne gewesen, sich intensiver mit dem Judentum auseinander zu setzen. „Ich habe einen nichtjüdischen Mann geheiratet“, erzählt sie. Damit ihre Kinder entsprechenden Religionsunterricht bekommen, legten ihre Freunde ihr nahe, sich am Aufbau der neuen Gemeinde in Erlangen zu beteiligen.

Die große Wende sei letztlich mit dem Zuzug der so genannten Kontingentflüchtlinge gekommen. Men-

schen aus der ehemaligen Sowjetunion, die in Erlangen zueinander finden wollten. Sara erkannte das Potential hinter diesem Wunsch und verband damit den eigenen. „Ich konnte helfen, etwas mitaufzubauen“, erinnert sie sich.

Natürlich sei diese Entwicklung auch unter dem Eindruck des Erlanger Doppelmordes geschehen. Selbst in den jüdischen Kreisen sei man sich nicht sicher gewesen, was denn die Wahrheit war. „Wir haben nicht gerafft, was wirklich passiert ist und wie die Zusammenhänge waren.“ Dubiose Nachrichten wie Verbindungen des ermordeten Shlomo Lewin zum Mossad, vorverurteilende Zeitungsmeldungen, die undurchsichtige Polizeiarbeit, machten auch in der Gemeinde die Runde. „Heute nicht mehr zu verstehen“, resümiert Sara. Die braune Strategie sei gerade in der Anfangsphase aufgegangen. Allerdings wirkte dies nicht nachhaltig. Die Pläne, die jüdische Gemeinde wieder zu etablieren, wurden wieder aufgegriffen und 1997 dann auch umgesetzt. Sara engagierte sich intensiv in dieser Zeit. Auch beim letzten Umzug der Gemeinde in die Rathsberger Straße. „Es ist ein Meilenstein und es symbolisiert ja auch, dass wir da sind“, hatte sie damals bei der Eröffnung des vierten Standortes in Erlangen gesagt. Sara empfindet ihr Tun als Pionierarbeit. „Klar, die erste Pionierarbeit wurde durch Frau Wanninger vollzogen. Aber in den folgenden Jahren wurde viel bewegt und da war ich dabei.“

Die Kinder waren nun in der Gemeinde integriert, große Aufgaben erledigt. Ihr Sohn hatte die Frage beantwortet bekommen, die er als kleiner Bub gestellt hat: „Mama, sind wir eigentlich die einzigen Juden hier?“ Er wusste nun, dass es mehr Juden gab, dass es eine Gemeinde gab. Wenn es auch eine kleine Gemeinde war und blieb. „Das war dann der Zeitpunkt, dass ich mich ein wenig zurückgezogen habe.“ Nicht ganz. Sie ist immer noch an der Gemeinde interessiert und beteiligt. Zumal ihr Mann im Freundeskreis aktiv ist. „Er wirft mir bis heute vor, dass ich ihm das angedreht habe“, lacht Sara scherzhaft. Das stimme nicht ganz, immerhin fühlt sich ihr Mann seit Jahren im Freundeskreis wohl.

Sara empfindet die Gemeinde als sehr wichtig, „Ich bin da zuhause, die Gemeinde ist mir wichtig.“ Die unterschiedlichen Meinungen werden ausgetragen. „Das ist nicht typisch für Erlangen, das ist in allen Kultusgemeinden so“. Die unterschiedlichen Auffassungen und Lebensweisen seien spannend. „Diejenigen, die erst später zum jüdischen Glauben

wechselten, sind zum Beispiel oft viel eifriger als diejenigen, die schon immer jüdisch leben.“ Allein das führe zu einem intensiven und gewollten Austausch. Die Bedeutung der Gemeinde erklärt sie mit der wahren Geschichte ihres Sohnes. „Wenn Sie Zuhause allein vor sich hinleben, dann sind Sie nicht jüdisch. Wenn Sie jüdisch sein wollen, brauchen Sie Leute, die Gemeinsamkeiten haben, also andere Juden.“ Die Gemeinschaft gehört zum Jüdischsein unfraglich dazu. Es gelte aber nicht nur, Interessen zu teilen, sondern auch die gemeinsame Geschichte. Diese Gemeinsamkeit werde unterstrichen, dass die Mitglieder frei miteinander sprechen können, die Gruppe über bestimmte Themen Bescheid wisse, dass Einstellungen nicht jedes Mal erläutert werden müssen.

Umso wichtiger sei die Synagoge als Anlaufpunkt für die Erlanger Juden. „Die Stadt Erlangen sollte sich zu uns bekennen und diesen Ort der Gemeinschaft mit ermöglichen.“ Es sei ja auch eine Sicherheit, die dadurch gegeben werde. Ein Bekenntnis, dass die Menschen zur Stadt gehören und dass sie sich wohlfühlen und bleiben wollen und sollen.

Auch, dass das manchmal scheinbar Gewöhnliche eben nicht gewöhnlich sein sollte, sei damit verbunden. „Ich kenne das nicht anders, dass Sicherheitskräfte vor der Synagoge stehen.“ Obwohl die Angst dauerhaft ist, wenn auch nicht immer präsent, dass ein weiterer Umzug durchaus Realität werden kann, wenn die antisemitischen Entwicklungen sich mehren. Der Koffer sei gedanklich gepackt, „natürlich hat man das im Hinterkopf, dass man geht, wenn es schlechter wird“. Diesen wesentlichen Verschlechterungen müsse man aber gemeinsam entgegen treten. Die Synagoge als Anlaufpunkt sei da schon wichtig. „Wir sind wenige und können nicht viel ausrichten.“ Sara sucht eine Erklärung für diese Einstellung, die ein Teil der jüdischen Geschichte sei.

Was aber nicht heiße, dass es keine Veränderung gebe. „Wir brauchen die Jugendarbeit, um unsere Gemeinde zu erhalten“, sinniert Sara. „Wir brauchen Dinge, mit denen sich die Menschen, vor allem die Jugend, identifizieren können.“ Die Makkabi-Sport-Games, die Jewrovision – das seien die Events und Happenings, die man brauche, um eine Zukunft zu haben.

Und dann gibt es noch eine schöne Randgeschichte: Sara wollte kein Polnisch mehr sprechen. Nun, Jahre später, hat sie Flüchtlinge aus der Ukraine auf-

genommen. Diese sprachen kein Deutsch, aber einer der Ukrainer ist Polnischlehrer, so dass man sich über die zunächst verweigerte Sprache verständigen konnte. Nun spricht auch Sara wieder Polnisch. Die Verbitterung wurde durch die Menschlichkeit und das Miteinander zumindest kleiner. Auch das ist keine gewöhnliche Geschichte.

Auch wenn Sara sich immer darauf beruft, dass sie „ganz gewöhnlich“ sei, ist sie durch ihre Geschichte doch außergewöhnlich. Sie hat ihre eigene Geschichte, steht aber im Grunde für viele andere Menschen, die in der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen Mitglieder sind. Sie alle haben ihre Geschichten, die erzählt werden könnten, dafür steht Sara ein Stück weit. Und so ist die Außergewöhnliche eine Facette der Vielfalt der jüdischen Gemeinde in Erlangen.

Der Wunsch zum Jubiläum:

„Ich wünsche mir den Fortbestand der Gemeinde und dass die Erlanger diese Gemeinde als einen Teil der Stadt sehen. Ein weiterhin gutes Einvernehmen mit den anderen Glaubensgemeinschaften ist ein Teil dieses Wunsches.“

Irina Gerschmann – die Künstlerin

Irina Gerschmann bringt es auf den Punkt: „Ich bin als Jüdin geboren und das bin ich der jüdischen Geschichte schuldig.“ Sie ist eine Künstlerin – in vielfacher Hinsicht. Bekannt, weit über die Erlanger Gemeinde hinaus, ist sie durch eine Textilkollage. Das Kulturressort des Deutschlandfunks hat sich ihrer Person und diesem Werk gewidmet. Eine von vielen Presseartikeln, die sich finden.

Es ist aber auch ein besonderes Werk. „Der ewige Zug der jüdischen Geschichte“ hat sie Monate beschäftigt. Unzählige Fragmente sind in der Collage zusammengeführt. Kleinteilig, mehrdimensional, komplex und doch im Großen erfassbar. „Diese Collage ist über zwei Meter hoch und drei Meter breit“, erzählt die Künstlerin. „Es finden sich alle Stationen der jüdischen Geschichte.“ Vom Garten Eden bis zum Holocaust – eine Verkürzung einer langen Geschichte. „Es geht mir nicht nur um den Glauben, der im Vordergrund steht“, führt sie aus. „Traditionelle Bräuche, die jüdische Geschichte, die so verflochten mit den anderen Religionen ist und damit nicht getrennt werden kann von den kulturellen Ereignissen, führt dazu, dass es ein deutlich über diesen einen Aspekt hinausgehendes Werk ist.“

In Kasachstan – damals noch UdSSR – wurde die Künstlerin 1967 geboren. „Keine einfache Zeit, um sich auszuleben“, wie sie sinnierend feststellt. Das Bekenntnis zum Glauben brachte Nachteile, er war verboten. Und doch wurde der Glaube in der Familie gefestigt. Eine enge Verbindung, die sich nicht mehr lösen sollte. Wenn auch der Weg spannend war, denn Gradlinigkeit liegt Irina Gerschmann nicht. „Kunst, Bildende Kunst und Textilkunst, Mode haben mich immer interessiert.“ Aber eben auch die jüdische Volkskunst. „Jede jüdische Stätte – gerade im Osten – hat seine eigene Geschichte, die erzählt werden muss.“ Geschichten, die Irina Gerschmann auch gerne erzählen würde, wenn es die Zeit und die Möglichkeit dazu gäbe.

Sie selbst wuchs in der damaligen Sowjetunion auf, zwischen Odessa und Kasachstan, da ihre Eltern in diesem zentralasiatischen Land studierten. „Mein Papa kam aus Odessa und studierte Physik, und das konnte er aus bekannten Gründen nur dort studieren.“ Das waren auch die Gründe, warum die jüdischen Traditionen nicht offen ausgelebt wurden. „Uns wurde als Kindern gesagt, dass wir in der Schule nicht offen damit umgehen sollen.“ Dadurch

sollten sie geschützt werden. Im ukrainischen Odesa war Antisemitismus zunächst kein großes Thema, denn es war eine Stadt mit großem jüdischem Anteil. „80 Prozent der Menschen waren jüdisch verwurzelt.“

Doch Irina Gerschmann sollte dort nicht bleiben. Mit 15 Jahren bestand sie die Aufnahmeprüfung an der Moskauer Design-Kunsthochschule. Es war eine aufregende, herausfordernde Zeit: Allein in Moskau, eine der Jüngsten, die dort studierte, die Berührung mit der Bildenden Kunst, mit Modedesign. „Dort hat mich der Antisemitismus allerdings voll getroffen“, erzählt sie. Die Studien in diesen Bereichen schlossen sich an und intensivierten das Verhältnis zur Mode, zur Kunst, zum Willen, sich dort weiterzuentwickeln.

Aber auch die eigene Geschichte beschäftigte sie intensiv. Woher stammt der Name Gerschmann? Die Erkenntnis, dass die Familie ursprünglich aus Spanien und Deutschland kommt. Der Weg, der sie nach Russland führte. Der deutsche Urgroßvater, der eine Ukrainerin heiratete und damit einen entscheidenden Schritt in Richtung Osten vollzogen hat. „Er ist nach dem dem Ersten Weltkrieg sozusagen in die falsche Richtung gegangen, wie es sich aber erst Jahre später herausstellte.“

1993 ging es nach Deutschland. „Das war die Folge der damaligen deutschen Politik, Juden aus dem Osten nach Deutschland einzuladen“, sagt Irina Gerschmann zu den Hintergründen. Erst einmal ging es nach Bochum in Nordrhein-Westfalen. „Dort startete ich als Modedesignerin. Selbstständig.“ Der erste Kredit war mit einer eigenen Kollektion, die sie auf den Markt brachte, schnell verbraucht. Doch sie machte sich bald einen Namen und bekam entsprechende Aufträge großer Firmen.

Aufregend war das Lernen der deutschen Sprache. In einem Intensivkurs in Moskau wurden die ersten Schritte vollzogen. „Ich erinnerte mich in dieser Zeit an das Jiddische, das wir Zuhause gesprochen haben, und fand einen leichten Zugang zur deutschen Sprache.“ Irina Gerschmann war beruflich schnell integriert. Mit einem Schmunzeln denkt sie an diese erste Zeit zurück. „Ich musste lernen, dass ich umsatzsteuerpflichtig bin und jeden Monat etwas bezahlen musste.“ Das war ein Schock – und der Grund, einen Steuerberater zu konsultieren. Eine spannende Zeit, weitere Kredite, die das berufliche Fortkommen sicherten, aber auch die Geburt eines Sohnes im Jahr 1998 folgten.



Abb. 41: Irina Gerschmann 2023

Bemerkenswert: In Deutschland meisterte sie dies alles allein. Der damalige Ehemann wollte zurück nach Russland und verließ die Familie. Kein Abbruch bei Irina Gerschmann. Eher das Gegenteil. Der eingeschlagene Weg sollte weiter beschritten werden. „Mein Sohn hat auch mal unter dem Zuschneidetisch geschlafen“. Die Idee, weiter in der Modebranche zu arbeiten, blieb bestehen. Es war nicht einfach. Denn große Modefirmen machten zu, Auftraggeber fielen weg. Irina Gerschmann beschloss in dieser Zeit, ihre künstlerische Ader weiter auszuleben. „Ich hatte eine Galerie in München, die mich förderte.“ Das war dann der Schritt, zusammen mit den zunehmenden Schwierigkeiten in der Modebranche, sich immer mehr auf diese Kreativität zu berufen, denn „diese ist in der Zeit zuvor immer mehr auf der Strecke geblieben“.

Der eigene Weg endete zumindest örtlich im Jahr 2005 erst einmal in Höchststadt a.d. Aisch. „Ich wollte eigentlich nach München.“ Aber hohe Mieten und die Dichte an Künstlern führte zu dem früheren

Stopp im Landkreis Erlangen-Höchstadt. „Ein idealer Platz. 200 Kilometer bis München, 200 Kilometer bis Frankfurt.“ Ein breites Feld, in dem sich die einzige professionelle Künstlerin in Höchststadt betätigen kann.

Von der Stadt an der Aisch aus plant und vollzieht sie ihre Aktivitäten: Sie gründet 2006 eine eigene Kunstschule in Höchststadt - inzwischen eine bundesweit anerkannte kulturpädagogische Einrichtung. Es entsteht ein Atelier, Ausstellungen und Aufträge kommen. Sie wirbelt. Sie mag ihre Projekte. Das Konzept „Kunstschule Höchststadt“ wurde dem Bürgermeister Gerald Brehm vorgelegt. Er und die Stadträte haben zugestimmt und die Kooperation mit der Stadt Höchststadt ist entstanden, um ihr Wissen und Können Interessierten anzubieten. Im Haus der Vereine wurden Räume und Möglichkeiten gefunden, Schüler zu unterrichten.

„Bei Künstlern gibt es keine Freizeit, keinen Beruf. Kunst ist Kunst, die lebt man 24 Stunden.“ Eine unglaubliche Empathie für die eigene Berufung. Angst vor der „brotlosen Kunst“ hatte sie nie. „Mit solchen Gedanken bremsst man sich aus“, erklärt Gerschmann. Das zweite Standbein „Mode“ wurde nie aufgegeben. Das Unterrichten an der Kunstschule gab eine weitere Sicherheit.

Es stellt sich allerdings die Frage, ob Irina Gerschmann mehr als 24 Stunden am Tag zur Verfügung gestellt bekommt. Denn anders ließe sich ein weiteres, zeitaufwändiges Herzensprojekt nicht erklären. Im benachbarten Mühlhausen entdeckte sie im Jahr 2017 eine Synagoge. Alt, zerfallen, in der Nutzung missbraucht. Reifen lagerten dort, statt den Ansprüchen eines Gotteshauses gerecht zu werden. Zerstörte Kultur, Geschichte, die durch die SA Forchheim ausradiert werden sollte. „Es ist die älteste und größte erhaltene Barocksynagoge in ganz Bayern.“ Malereien, die es so nicht mehr gibt, zeugen an der Decke von der baulichen Vergangenheit.

„Es war keine Liebe auf den ersten Blick, die mich dazu brachte, mich mit dieser Synagoge zu beschäftigen.“ Irina Gerschmann schaut sehr ernst: „Es war ein Schock!“

Sie hat den Dezember 2017 immer noch gut in Erinnerung, der erste Besuch dieser Stätte. Eine Synagoge, die nicht abgebrannt wurde, da das Haus mitten in der Ortschaft Mühlhausen stand. Die Plünderung fand trotzdem statt. Spuren der Mesusa, einer Schriftkapsel am Türpfosten, machten sie fassungslos. „Die wurden einfach abgeschlagen.“

Der in der Synagoge stehende Porsche und ein Wohnwagen ließen die Fassungslosigkeit nicht kleiner werden. „Ich bin da raus, bin weggefahren und habe geweint.“

Ihr Vater, der immer damit gehadert hat, dass Irina nach Deutschland gegangen ist, bestärkte seine Tochter, indem er ihr damals sagte: „Jetzt weiß ich, warum du nach Deutschland bist.“

Zusammen mit dem Verein „Forum Alte Synagoge Mühlhausen e.V.“ möchte die Gründerin und 2. Vorsitzende Irina Gerschmann aus diesem Platz, der mitten im Markt Mühlhausen liegt, eine Gedenk- und Bildungsstätte machen. Und hier schließt sich der Kreis: In genau dieser Synagoge stellte die Künstlerin bereits ihre Werke aus, unter anderem die Collage „Der ewige Zug der jüdischen Geschichte“.

Diese künstlerische Wahrnehmung findet sich in der Bewertung des Judentums wieder. „Es wird immer vom Glauben gesprochen. Wir sagen Tradition.“ Das tief verwurzelte Bild des geborenen Juden bildet den Bestand, der gegeben ist – egal für welche Richtung der Einzelne sich entscheidet. Die Erklärung Irina Gerschmanns zum eigenen Glauben, zur eigenen Tradition entspricht der Collage. Komplex, vielfältig – im engsten Sinne des Wortes miteinander verwoben und verflochten.

Die Kultusgemeinde in Erlangen ist für all diese Aktivitäten eine wichtige Stütze und eine Hilfe. Sowohl bei den positiven Entwicklungen, den Plänen, aber auch bei den negativen Dingen, die für die Künstlerin nicht zu akzeptieren sind. Antisemitismus, der sie auch direkt schon getroffen hat. „Da sprechen wir darüber. Die Gemeinde fängt einen auf.“ Mit einem Blick zurück schildert Irina Gerschmann: „In Bochum war die jüdische Gemeinde eine große, unüberschaubare Gemeinde. Unpersönlich. Hier in Erlangen ist es eine Familie.“

Eine Familie, die alle Traditionen und alle Glaubensrichtungen auslebt. „Wir sind orthodox und liberal, das macht unser Zusammenleben aus.“ Das führt dazu, dass die Mitglieder sich gerne einbringen. „Ich habe zum Beispiel das Logo der Gemeinde entworfen.“ Sie ist die Grafikerin in der Runde. Einladungskarten, Flyer, gezeichnete Portraits – die Zeit bringt sie gerne ein. „Wir sind eine Gemeinschaft, das umschreibt die jüdische Kultusgemeinde in Erlangen wohl am besten.“ Auch wenn sie als Künstlerin Individualistin ist, in der Gemeinde ist sie Team-

playerin. Der Kreativität tut das keinen Abbruch, im Gegenteil. Und so ist die Künstlerin eine Facette der Vielfalt der jüdischen Gemeinde in Erlangen.

Der Wunsch zum Jubiläum:

„Ich fände es schön, wenn die jüdische Gemeinde Erlangen mit einer neuen Synagoge wieder einen Anlaufpunkt für uns alle erhält.“



Abb. 42: Der ewige Zug der Jüdischen Geschichte“, Malerei- und Textilcollage, 2008

Irina Gerschmann

„DER EWIGE ZUG DER JÜDISCHEN GESCHICHTE“ 300 x 215 cm

Malerei- und Textil-Collage, 2008

Tusche, Acryl auf Leinentuch und Leder, Jacquard-Stoff, Garn, Metall-, Holz-, Glasknöpfe, Bänder und Kordel.

Auflistung der einzelnen Motive

Die Reihenfolge der Auflistung folgt der Bewegung der Gesamtkomposition von links oben nach unten, bewegt sich dann nach rechts, dann wieder nach oben und schließt den Kreis in der Bildmitte.

Die große Gesamtform erinnert an die Arche Noah. So wie das Schiff nach der Katastrophe in den Fluten nach sicherem Lebensraum sucht, bewegt sich das jüdische Volk sehnsuchtvoll nach der geistigen, wie nach der irdischen Heimat suchend, durch die Wogen der Geschichte.

Die spirituelle Sehnsucht – symbolisch dargestellt durch geometrische, sich wiederholende Mustern, wie die Streifen des Gebetsmantels nach oben ragend, und die profane Sehnsucht - veranschaulicht durch geblühten Jacquard Streifen, geben der Gesamtkomposition einen Rahmen.

Die grünen Ölzweige entlang des Lederstreifens symbolisieren die lebendige Sehnsucht nach dem gelobten Land.

Bildträger, Bildelemente und ihre Bedeutungen:

1. Grober Leinenstoff mit aufgenähten Stoffstreifen.
2. 2 Geblühte Jacquard Streifen – das profane, das alltägliche, viele Juden waren Schneider, Textilunternehmer usw.
3. Jacquard Streifen mit nur geometrischen Muster – das religiös-geistige, fern vom Abbild des Menschen (Verbot: „Du sollst dem Gott, den du im Herzen trägst, kein Abbild verschaffen.“).
4. Rote terrakottafarbene Leder Streifen - der Lebensraum, die rote Wüste Sinai, die Königreiche Israel und Judäa.
5. Schwarze Lederstreifen – die Gebetsriemen Tefillin.
6. Geflochtene Schnüre – Quasten mit Knoten.
7. Sieben Gefäße - hat Gott bei der Schöpfung und dem Freiwerden der göttlichen Lichtfunken hingestellt, sieben obere und sieben untere, die oberen sind heil geblieben, die unteren sind zerbrochen und stehen für die Heil suchenden Seelen der Menschheit.
8. Lederstreifen rechts oben – Schornstein (Schoah) und schwerer schwarzer Rauch.
9. Runde Spiralen – die Geschlossenheit des Universums.
10. Unebenheiten und Wölbungen – Berg Sinai (am Anfang und am Ende – bei der Entstehung des Staates Israel).
11. Knöpfe Gold – „Du sollst keine andere Götter neben mir haben.“ (goldenes Kalb), Knöpfe Metall – Kriege, Mittelalter. Knöpfe „Diamanten“ – Entstehung des neuen Berufes, das Goldene Zeitalter in Amsterdam.
12. Rote Stoffstreifen – Feuer, Unruhe. Historische Ereignisse mit vielen Opfern.
13. Rote Spiralenkreise – auf dem Salomonischen Tempel und anderen; weisen auf die Zerstörung dieser bedeutenden historischen Objekte hin.

Motive – Zeichnungen:

14. Garten Eden.
15. Sieben volle Gefäße oben, sieben zerschlagene Gefäße unten.
16. Adam und Eva in Paradies.

Kleiner Terrakotta-Lederstreifen, links oben:

17. Einer der ersten Hirten-Siegel (rund) 2500 v. Chr.
18. Wie viele andere Völker stammen Juden von Nomaden ab.
19. Kopfgefäß aus Ton, gefunden in Palästina, ca. 1700 v. Chr.

Kleiner Terrakotta-Lederstreifen, links:

20. Berg, Goldenes Kalb, mehrere Götter.
21. Abraham, der erste Monotheist und Patriarch.
22. Opferung eines Widders.
23. Alte Tonstele mit den Namen Abrahams und seiner Nachkommen.
24. Arche Noah (neben dem Lederstreifen).
25. Abrahams Enkel Jakob, von JHWH „Israel“ (Hebräisch Jisrael = Kämpfer mit o. für Gott) genannt.
26. Seine zwölf Söhne, die zu den Stammvätern der Zwölf Stämme Israels (Israeliten) wurden: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Issachar, Sebulon, Benjamin, Dan, Naftali, Gad, Ascher und Josef.

Großer Terrakotta-Lederstreifen, links unten:

27. Ägypten, Ramses, Pyramiden.
28. Josef, Jakobs Lieblingssohn.
29. Der Zug der Hebräer von Kanaan nach Ägypten (darunter Josef), 19. Jh. v. Chr.
30. Das verklavte jüdische Volk in Ägypten, ab 16. Jh. v. Chr.
31. Exodus – Moses führt das Volk aus Ägypten.
32. Durchquerung des Roten Meeres.

Gelber Lederstreifen, links:

33. Widderhorn – Laute Schofar-Rufe.
34. Brennender Busch – Zeichen der Ankunft Gottes.
35. Die Offenbarung JHWHs am Berg Sinai.
36. Die Zehn Gebote (Dekalog).

Großer Terrakotta-Lederstreifen, Mitte links:

37. Exodus – vierzig Jahre in der Wüste, Speisung durch Manna.
38. Matzen (einfaches ungesäuertes Brot, nur aus Mehl und Wasser gemacht).
39. Die Landnahme – etwa 1250 v. Chr., bzw. die Rückkehr nach Kanaan.
40. Die Richterzeit – von etwa 1250 bis 1000 v. Chr.
41. Erster König Israels – Saul, um 1000 v. Chr.
42. König David – Harfe, Davidstern.
43. König Salomo – Salomonischer Tempel, 965 v. Chr.
44. Jerusalem.
45. Königreiche Israel und Judäa .
46. Tempelreform unter Joschija - Entstehung der Biblischen Bücher.
47. Herrschaft der Assyrer – 8. Jh. v. Chr. Zerstörung der Tempel.

Großer Terrakotta-Lederstreifen, Mitte:

48. Die Flucht vor den Assyrern, I, 701 v. Chr.
49. Babylonisches Reich – Fall Jerusalems 586 v. Chr., Verschleppung des jüdischen Volkes in das Babylonische Exil.
50. Großmacht Babylon und die babylonischen Hängegärten.
51. Die Entstehung der ersten Synagogen im babylonischen Exil.
52. Eroberung Babylons durch Kyros II. um 539 v. Chr. Babylon, Wiederaufbau des Tempels und Rückgabe der geraubten Tempelgeräte.
53. Rückkehr der Vertriebenen, Wiederaufbau des Tempels und Kanonisierung der Tora, zweiter Tempel.
54. Der Prophet Esra kehrt 458 v. Chr. mit weiteren Flüchtlingen nach Jerusalem zurück.
55. Kanonisierung der Tora unter Esra und Nehemia ab 450 v. Chr.
56. Nehemia wird Statthalter von Judäa, 445 v. Chr.
57. Alexander der Große erobert 332 v. Chr. Judäa.
58. Ptolemaios I.; Judäa von 301 bis 198 v. Chr. als autonome Provinz.
59. Eroberung Palästina durch den Seleukiden Antiochos III, 198 v. Chr.
60. Aufstand gegen Antiochos.

61. Rückeroberung des Tempels durch Judas Makkabäus (Juda Makkabi), Sohn von Mattatias, 164 v. Chr.
62. Fest Chanukka als Erinnerung an den Sieg (8 Tage brennte das Öl auf wunderbare Weise)
63. Bronzemünze aus der Zeit der letzten Hasmonäer (Makkabäer) – König (40-37 v. Chr.).

Großer Terrakotta-Lederstreifen, unten rechts (erste Hälfte):

64. Römer erobern Judäa – Judäa, 63 v. Chr.
65. Erbauung der Festung Masada (hebräisch: „Mezadá“ הדצמ) von König Herodes I. (dem Großen) zwischen 40 und 30 v. Chr.
66. Die Überlieferung der Belagerungsgeschichte Masadas durch den jüdisch-römischen Historiker Flavius Josephus.
67. Verteidigung der 973 Zeloten gegen die Übermacht von 15.000 römischen Legionären der X. Legion in den Jahren 70 bis 73 n. Chr. in Masada.
68. Masada als Symbol des jüdischen Freiheitswillens.
69. Das Herodium oder Herodion (hebräisch: הורדור) ist eine von Herodes dem Großen (74-4 v. Chr.) in der Zeit 24-12 v. Chr. errichtete Festungs- und Palastanlage.
70. Zerstörung des Herodium um 71 n. Chr. von der X. Römischen Legion.
71. Die Mauer des zerstörten Tempels.
72. Der Weg auf Golgatha, Jesus von Nazareth.
73. Pontius Pilatus, 26-36 n. Chr.
74. Der Fall Jerusalems und die Zerstörung des Herodianischen Tempels – 600.000 wurden getötet.
75. Plünderung des Tempels, Ausschnitt aus dem Fries des Titusbogen.
76. Oben – eine alte Mikwe (neben dem Herodestempel).
77. Von der Bar-Kochba-Rebellen geprägte Münze.
78. Bar-Kochba-Aufstand oder Zweiten Jüdischen Krieg gegen das Römische Reich von 132 bis 135 n. Chr. unter Führung von Simon bar Kochba. 850.000 wurden getötet.
79. Pharisäer Jochanan ben Sakkai (Zakkai). Begründer des Lehrhauses in Jawne. Die Einigung, Neuordnung und Festigung des Judentums nach der Zerstörung des Jerusalemer Tempels im Jahre 70.
80. Qumran. Die Schriftrollen von Qumran, einer Ruinenstätte im Westjordanland am Toten Meer im Jahre 1947 von Beduinen entdeckt.
81. Aufhebung der Religionsverbote gegen Juden durch Kaiser Antoninus Pius im 2. Jahrhundert n. Chr.
82. Ersten Synagogen in Europa: Dura Europos mit wunderbaren Fresken (darunter Abbild Esra), 3. Jh.
83. Synagoge in Kapernaum, 4. Jh.
84. Der Davidstern auf einem Steinrelief, 4. Jh.

Großer grauer Lederstreifen, Mitte links. Mittelalter:

85. Juden unter dem Islam - indische (seit 1. Jh. v Chr.) und jemenitische (1. Jh. n. Chr.) Juden, Cordoba, 11. Jh.
86. Ausgrenzung der Juden durch spitze Hüte.
87. Synagoga und Ecclesia. Die niedergeschlagene Figur der Synagoga steht für den jüdischen Glauben.
88. Mesuse.
89. Synagoge im Mittelalter.
90. Gönner, die den Juden gute Bedingungen erschafften:
Karl der Große, Ludwig der Fromme, Medici in Livorno und Florenz.
91. Fünf Rabbiner: Elieser, Josuas, Eliasar ben Asaria, Akiba, Tarfon.
92. Ausweisung der Juden aus England und Frankreich.
93. Höhepunkt der Judenverfolgung im 15. Jh. in Spanien und in Portugal.

Leinen zwischen den grauen Lederstreifen:

94. Sederteller für Pessachmahl. Die Speisen erinnern an das Leben der Israeliten in Ägypten.
95. Erstes Ghetto Nuovo und Vecchio in Venedig 1516, Leon de Modena.
96. Große Judenmassaker (Verbrennungen) wegen falscher Beschuldigungen in 1095, 1144, 1235, 1348, 1384-94, 1475, 1492, 1555.

Leinenstreifen, oben:

97. Babylonischer Talmud, Rabbi Schlomo ben Jizchak (hebräisch: יקחצי המלש יבר ;), meist nur Raschi genannt (1040 - 1105).
98. Buch Sohar (Buch des Glanzes) 1280, Moses de Leon, Kabbala – „Überlieferung, Tradition“.
99. 1516, Druckerei Daniel Blomberg in Venedig, erste gedruckten Bücher Talmud, Tora, Mischna, Gemara.
100. 1527, Moses Soncino und Söhne – Druckereien in Italien, Saloniki und Konstantinopel.
101. Buch Schulchan Jaruch in Krakau, 1548.
102. Die größten Bücherverbrennungen – 1240 Paris, 1553 Venedig und Rom.

Großer grauer Lederstreifen, Mitte rechts:

103. Teller mit Aufschrift „koscher“, Sabbatbrot Challa – Zopf-Brot.
104. Junger deutscher Jude mit dem Tallit Katan (an dessen Enden die Schaufäden befestigt sind), Aschkenasi Haggada 1460-70.
105. Das Purimgebäck, die Hamantaschen (Hamans Ohren).
106. Pessachmal-Abbildung aus einem deutschen Exemplar der Haggada (der Geschichte des Auszugs aus Ägypten).
107. Juden in Spanien Sefardim, „Marranen“ (wurden gezwungen zum Christentum zu übergetreten, aber heimlich dem Judentum treu geblieben).
108. Halskette einer jüdischen Braut aus Buchara.
109. Juden in islamischen Ländern: Äthiopische Juden – „Beta Israel“, Tuchhändlerin in Istanbul, Jemenitisches Brautpaar.
110. Juden im Amsterdam und Deutschland, Sefardim und Aschkenasim.
111. Juden in Osteuropa.
112. Geflochtene Kerze Hawdala – viele Dochte stehen für die Einheit des jüdischen Volkes.
113. Hochzeit unter dem Baldachin „Chuppa“, oben – Italienischer Ehering, Zerschlagen von Glas.
114. Betende Juden mit Palmwedel und einer Zitrusfrucht (Etrog), die Prozession am Sukkot (Laubhüttenfest).
115. Bei einer Feier an einem Werktag liest ein Junge aus der Tora.
116. Jom Kippur.
117. „Pogrome“ in Russland, Polen und der Ukraine.
118. Trauerzeit Schiw'a, zurückgelassene Grabsteine.
119. Oben auf dem Leinenstreifen: gebende Hände.
120. Erste Auswanderer nach Brasilien, Pernabuco 1654.
121. Große Auswanderung nach Amerika seit 1864.

Gelber Lederstreifen, rechts:

122. Leben im Shtetl – Kleinstadt-Gemeinden in Osteuropa.
123. Bis 20 Jh. große Fragezeichen – Frauen und Tora.
124. Klezmer-Kapelle im Shtetl.
125. Der Künstler Marc Chagall.
126. Levi Strauss.
127. Ellis Island, New York.
128. New York (Neu Amsterdam).

Großer Terrakotta-Lederstreifen, unten rechts (zweite Hälfte):

129. Synagoge mit Sitznischen in Worms, 1034.
130. Synagoge „Staranova“ – „Altneuschul“ in Prag, um 1300.
131. Maimonides – bedeutendster jüdischer Gelehrter des Mittelalters.
132. Toledo, um 1200, die früheste erhaltene Synagoge auf spanischem Boden.
133. Kabbala (hebräisch: הלבק) – mystische Tradition des Judentums, Sephiroth ist der hebräische Name der zehn göttlichen Emanationen im kabbalistischen Lebensbaum (neben Lederstreifen).
134. Ab 1602 Blütezeit im Amsterdam, Diamantenbearbeitung als neue Handwerkszweig.

135. Gleichberechtigung der Juden 1796 Amsterdam, 1791 Paris (neben Lederstreifen).
136. Ein runder „Tik“ aus Holz – zum Schutz der Tora-Rolle in islamischen Ländern.
137. Baruch Spinoza (1632-77), Amsterdam.
138. Judendorf Tuchersfeld in Franken, Deutschland.
139. Moses Mendelssohn (1729-1786), Philosoph. Er gilt als Wegbereiter der jüdischen Aufklärung (Haskala).
140. Heinrich Heine (*1797 in Düsseldorf als Harry Heine; † 1856 in Paris).
141. Kronacher Synagoge, 1883.
142. Scholem Aleichem (1859-1916) – jiddischer Schriftsteller aus Russland, „Tewje, der Milchmann“ (Anatevka).
143. Theodor Herzl (1860 Budapest; 1904 Niederösterreich), Schriftsteller, Publizist, Journalist und zionistischer Politiker.
144. Schoah.

Terrakotta-Lederstreifen, rechts:

145. Albert Einstein.
146. Golda Meir (1898 -1978), die erste Premierministerin Israels.
147. Landkarte von Israel mit alten und neuen Namen.
148. Eliezer ben Jehuda (1858- 1922), Autor des ersten modernen hebräischen Wörterbuchs. Vervollständigung und Verbreitung des modernen Iwrit, vor allem als gesprochener Sprache.
149. Moderne Hechal-Yehuda-Synagoge in Tel Aviv.
150. Museum Der Schrein des Buches (hebräisch: **רפסה לניה**) ist ein Gebäude im Westteil Jerusalems.
151. Jerusalem.
152. Am 14. Mai 1948 verlas David Ben Gurion die Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel.

Kleiner Terrakotta-Lederstreifen, rechts oben:

153. Familienwagen: Erinnerungen an Großeltern und an die Kindheit der Künstlerin in Odessa.
154. Schrift auf Rädern: Städte in Osteuropa, wo viele Juden lebten.
155. Die Motive des Gartens Eden (oben links) wiederholen sich in dem gewünschten Heim (weltliche Ankunft).

Mitte des Bildes, oben:

156. Namen bedeutender Persönlichkeiten der Weltkultur aus den Bereichen Kunst, Musik, Literatur, Philosophie und Religion, Wirtschaft und Technik.
157. Schwarze Lederstreifen –Gebetsriemen Tefillin.
158. Die Motive des Gartens Eden wiederholen sich in dem gewünschten Heim in der Mitte (spirituelle Ankunft). Der Kreis schließt sich.

Dr. Kerstin F. Blum

„Der Ewige Zug der Jüdischen Geschichte“ – 3000 Jahre jüdische Kulturgeschichte

Die Erforschung der eigenen Identität ist ein grundlegendes Thema der Kunstgeschichte, das in einer Gesellschaft, die vom Begriff der Globalisierung geprägt ist, stetig an Bedeutung gewinnt. Das Bewusstsein, einem Kulturkreis anzugehören, der auf eine über 3.000-jährige Geschichte voller Glanz und Elend, Hoffnung und Verzweiflung zurückblicken kann, wirkt verbindend und identitätstiftend.

Die Collage „Der Ewige Zug der Jüdischen Geschichte“ von Irina Gerschmann ist der Versuch diese Geschichte in ihrer Gesamtheit in eine individuelle visuelle Sprache zu übertragen. Die großformatige Stoff-Collage zeigt in dicht aufeinander folgenden szenischen Darstellungen bedeutende Stationen der jüdischen Geschichte von den Ursprüngen bis heute, von der Zerstreuung in die Diaspora bis ins 21. Jahrhundert. Kaleidoskopartig werden Schlüsselszenen aus historischen Ereignissen, von Riten und Bräuchen zitiert und künstlerisch im Stil der einzelnen Epochen interpretiert.

Namen und Portraits bedeutender Persönlichkeiten der Weltkultur aus Kunst, Musik, Literatur, Philosophie und Religion, Wirtschaft und Technik verschmelzen zu großflächigen Bildeinheiten, die vom Betrachter als abstraktes Formenspiel erlebt – oder aber als informativer Bild-Textfluss entschlüsselt werden können.

Zitate, Illustrationen und Interpretationen verbinden sich durch den sensiblen Einsatz der unterschiedlichen Stilelemente und die Verwendung verschiedener, jedoch präzise aufeinander abgestimmter und sich ergänzender Abstraktionsebenen zu einer großen, narrativ-ästhetischen Einheit, die trotz der ungeheueren Dynamik der dargestellten historischen Ereignisse und der enormen Dichte von Fakten und Personen eine konzentrierte formale Geschlossenheit und eine konsequente Kontinuität der jüdischen Geschichte vermittelt.

Die Grundlage der Collage bildet grober Leinenstoff als Symbol für die Entstehung der Welt.

Stoff- bzw. Lederstreifen leiten und begleiten den Blick des Betrachters durch die zeichnerisch-malerisch illustrierten Episoden der jüdischen Geschichte und sind so aufgebaut, dass sie bewusst oder unbewusst an religiöse Symbole erinnern. Rote- bzw. terrakottafarbene Lederstreifen symbolisieren den historischen Lebensraum der Wüste Sinai, schwarze den Tallit und den Gebetsriemen Tefillin. Die geknoteten Kordeln in der Bildmitte zitieren die Schaufäden des Gebetsmantels. Sie veranschaulichen die Einheit des jüdischen Volkes und erinnern mit ihren Knoten an die fünf Bücher Mose.

Geblümte, aneinander genähte Jacquardstoff-Streifen versinnbildlichen die profanen alltäglichen Geschäfte, während die mit geometrischen Mustern versehenen, an das spirituelle, das Traditionen bewahrende- und lehrende Judentum erinnern. Der geblümete Jacquardstoff, dessen Muster inspiriert ist von der Idee des „Garten Eden“ (oben links) als Sinnbild für ein erfülltes religiöses Leben, wiederholt sich motivisch im Traum des ersehnten irdischen Heims (oben rechts) und dem Ort spiritueller Ankunft (Mitte). Die Sehnsucht nach einem Heim, die sich kontinuierlich durch die gesamte Geschichte des Volkes Israel zieht, ist zentral für die Collage und symbolisiert sowohl den Anfang und das Ende der irdischen Reise, als auch den Aspekt der Unendlichkeit.

Hier schließt sich der Kreis und der Blick des Betrachters wird auf die Gesamtkonzeption gelenkt. Die Collage erzählt in kleinen Episoden Einzelheiten der vielfältigen Geschichte, verliert aber dabei das große Bild nicht aus den Augen. Die Gesamtkomposition erinnert in ihrer Form an die Arche Noah. „Der ewige Zug der jüdischen Geschichte“ wird zu einem Schiff in Bewegung, das vom Garten Eden ausgehend ewig auf der Suche nach dem neuen Heim die Weltmeere befährt.

Der Betrachter kann sich ganz in die bildnerisch dichte erlebnis- und inhaltsreiche künstlerische Schilderung vertiefen und in den präzisen Bildmontagen vielfältiger historischer Ereignisse, die sich fließend zu einer logisch ineinander greifenden Narration ergänzen, verlieren. Die Technik der Materialcollage, mit ihrem Spiel von groben und feinen, harmonischen und zerstörten Strukturen, betont jedoch die Materialität und damit den Wirklichkeitsbezug des Werkes anschaulich und führt sowohl das kollektive Schicksal des jüdischen Volkes innerhalb des großen Weltgeschehens eindrücklich vor Augen, als auch den Stellenwert und die Bedeutung der einzelnen Mitglieder der Glaubensgemeinschaft.

“The Eternal Trek of Jewish History”

The exploration of one's own identity is a fundamental subject of art history, which in a society that is shaped by the idea of globalization is constantly gaining importance. The awareness of being part of a cultural group that can look back on a history of over 3,000 years has a connective effect and confirms one's identity.

The collage „The Eternal Trek of Jewish History“ attempts to translate this history in its entirety into an individual visual language. The large-sized textile collage shows important milestones of Jewish history from its beginning until today, from its dispersion in the Diaspora up to the 21st century. Key moments from historic incidents, from rites and traditions are cited kaleidoscopically and interpreted artistically in the style of the individual epochs.

Names and portraits of important figures of our global culture from the arts, music, literature, philosophy and religion, the sciences and technology are fused to extensive image-units that can be experienced as abstract play of forms – or can be deciphered as informative flow of image and text.

Quotations, illustrations and interpretations conjoin through the sensitive employment of various elements of style and by using different levels of abstraction, which are precisely harmonized and complement each other to form a great narrative-aesthetical unity, which manages to purvey a concentrated formal consolidation and consistent continuity of Jewish history.

The base of the collage is a coarse linen fabric as symbol for the formation of the world. Fabric or leather strips guide and accompany the observer's glance through the graphic-pictorially illustrated episodes of Jewish history and are organized in such a way that they consciously or subconsciously remind of religious symbols. Leather strips in red or terracotta symbolize the historic habitat of the Sinai Desert, those in black symbolize the tallit and the tefelin. The knotted cords in the middle of the work quote the fringes of the prayer robe. They represent the unity of the Jewish people and the five knots remind us of the five books of Moses.

Flowered strips of jacquard fabric, which have been sewn together, symbolize the mundane business of everyday life, while those with geometrical patterns recall spiritual Judaism, preserving and teaching traditions. The motif of the flowered jacquard fabric, whose pattern is inspired by the idea of the Garden Eden (top left) as allegory for a fulfilling religious life, is repeated in the dream of the desired earthly home (top right) and in the place of spiritual advent (middle). The longing for a home, which is present throughout the entire history of the people of Israel, is central for the collage and symbolizes the beginning as well as the end of the earthly journey, but also the aspect of infinity.

Here we come full circle and the viewer's gaze is directed towards the general concept. In short individual episodes, the collage narrates details of the manifold history without ever letting out of sight the big overall picture. The general composition of the collage seems to take the shape of Noah's Ark. Thus “The Eternal Train of Jewish History“ turns into a ship in movement, which, starting from the Garden Eden, eternally sails the seas and oceans in search for the new home.

The observer may delve deeply into the visually dense artistic description, which is rich in experiences and content and become lost in the precise montage of images from a multiplicity of historic incidents that complement one another to a logical interlocking narration. The technique of the material collage, though, with its play of coarse and fine, harmonious and destroyed structures, graphically emphasizes the work's materiality and thereby its relation to reality, demonstrating impressively the collective fate of the Jewish people within the bigger context of world history, as well as the importance and meaning of the individual members of the Jewish community.

Dr. Kerstin F. Blum, Komparatistik/ Comparative Literature Otto-Friedrich-Universität Bamberg/ University of South Carolina

Der Vorstand der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen



Abb. 43: Vorstand der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen
von links nach rechts:

Chaim Haidar 3. Vorsitzende (Arzt), Eduard Blam Geschäftsführer (Ingenieur, Teamleiter bei Inventuren und Taxifahrer), Ester Limburg-Klaus 1. Vorsitzende (Geschäftsinhaberin und Gitarrenlehrerin), Rahel Schormann 2. Vorsitzende (Lehrerin), Kuno Mayer (Bauingenieur)

Der Aufgabenbereich ist sehr vielseitig

- Einstellung und Betreuung der Mitarbeiter
- Projektanträge
- Öffentlichkeitsarbeit
- Judaistikunterricht für Kinder
- Beerdigungen und Trauerbegleitungen
- Friedhofspflege
- Kooperation mit der Sozialarbeiterin
- Integration von Flüchtlingen
- Kontaktpflege zu den Gemeindemitgliedern
- Organisation der jüdischen Feste, Lesungen und Konzerte
- Synagogen- und Friedhofsführungen
- Vorträge in Schulen und anderen Institutionen,
- Zusammenarbeit mit dem Freundeskreis der Jüdischen Kultusgemeinde, der Stadt Erlangen und anderen jüdischen Gemeinden
- Interreligiöse Veranstaltungen



Abb. 44: Sozialarbeiterin
Ekaterina Korschofski

JÜDISCHE KULTUSGEMEINDE ERLANGEN

Körperschaft des öffentlichen Rechts

Rathsberger Str. 8 b
91054 Erlangen

Tel.: 09131 9730940
Fax: 09131 9730941

www.jkgerlangen.de
info@jkgerlangen.de



Gerne können Sie uns besuchen, schreiben Sie uns eine E-Mail und melden Sie sich an:

info@jkgerlangen.de

oder rufen Sie uns an: 09131 9730940



Wir freuen uns über jede Spende.

Spenden Sie für unser Projekt „Erste eigene Synagoge in Erlangen“:

Kontoinhaber: Jüdische Kultusgemeinde Erlangen K.d.ö.R.

IBAN: DE31 7635 0000 0060 1209 13

BIC: BYLADEM1ERH

Eine Spendenbescheinigung kann auf Anfrage ausgestellt werden.

Dr. Hans-Markus Horst – Eine besondere Beziehung

Es ist eine besondere Beziehung. Der Theologe Dr. Hans-Markus Horst ist Christ und steht dennoch der Jüdischen Kultusgemeinde in Erlangen sehr nahe. Der Leiter der Beratungsstelle für Weltanschauungsfragen und Dekanatsbeauftragter für den interreligiösen Dialog in Erlangen ist ebenso der Vorsitzende vom „Freundeskreis der Jüdischen Kultusgemeinde“.

Seit 2004 gibt es diesen Freundeskreis, der die Solidarität und die Hilfe aufgeschlossener Mitmenschen vereint, um sich gemeinsam mit der Kultusgemeinde gegen Antisemitismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit zu positionieren und sich für Toleranz und gelebte Solidarität einzusetzen.



Abb. 45: Hans-Markus Horst 2023

Dieses Themenfeld liegt Hans-Markus Horst schon lange am Herzen. Es ist auch ein Teil seiner persönlichen Geschichte, der sich Schritt für Schritt entwickelte. „Am Anfang war es mehr eine allgemeine Motivation im Hinblick auf die Aufarbeitung der

deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert.“ Dieses Interesse traf auf den interreligiösen Dialog, der für ihn schon immer von großer Bedeutung war. „Doch ich hatte am Anfang noch kein so profiliertes Verständnis vom Judentum“, blickt er auf diese ersten Schritte zurück. Heute fasziniert ihn einiges am Judentum. „Es ist ein großartiger Spiegel für das Christentum als theologische Glaubensgemeinschaft, aber eben auch für die deutsche Geschichte.“

Auch die persönliche Geschichte, die Herkunftsfamilie, spielt ein Stück weit mit. „Es war eine normale, gut bürgerliche Familie, die eher unbewusst in den Nationalsozialismus hineingetappt ist.“ In dem kleinen Ort, in dem die Familie lebte, wurde von acht Söhnen einer Bürgermeister, ein anderer Parteivorsitzender dieser Gemeinde. „Durch meine religiöse Erziehung war mir klar, dass man sich nicht unkritisch mit dem Nationalsozialismus beschäftigen kann – eine persönliche Aufarbeitung musste stattfinden.“ Und genau das interessierte und interessiert Hans-Markus Horst. Eine Aufarbeitung, die weit über das eigene Umfeld hinausgeht, um ein Bild vom großen Ganzen zu erhalten.

Was den Vorsitzenden des Freundeskreises auszeichnet und was für die aufgebaute Beziehung zur Kultusgemeinde wichtig ist: „Es geht nicht um ein Schuldgefühl oder eine Wiedergutmachung.“ Dafür sei sein eigener zeitlicher Abstand zum Nationalsozialismus zu groß. Aber gerade die zeitliche Distanz ermöglicht es auch, sich mit dieser Zeit, über die nicht gerne gesprochen wurde und wird, intensiv zu beschäftigen.

Spannend sei sein Zugang zur jüdischen Kultur und Religion dennoch gewesen, denn dieser Weg war zunächst kein offensichtlicher. „Als ich 2012 die Aufgabe des Dekanatsbeauftragten für interreligiösen Dialog in Erlangen annahm, ging es damals vor allem um den Dialog mit den Muslimen.“ Nach den Ereignissen in Solingen und 9/11 2001 in New York stand die Auseinandersetzung mit dem Islam im Vordergrund. „Wer sich schon immer für das Judentum interessierte, war meine Frau“, erzählt Hans-Markus Horst. „Sie hat sich schon sehr früh mit der jüdischen Geschichte zu Zeiten des Nationalsozialismus beschäftigt. Sie kommt aus Happurg und dort gab es in unmittelbarer Nähe, wo sie aufwuchs, die Doggerstollen, in denen unter dem Regime der Nationalsozialisten 1944 kriegswichtige Flugzeugmotoren hergestellt wurden. In Hersbruck war ein Außenlager vom Konzentrationslager Flossenbürg.“

Jeden Tag wurden Häftlinge und Kriegsgefangene in die Doggerstollen zur Zwangsarbeit getrieben.“

Dass Hans-Markus Horst den Vorsitz des Freundeskreises der Jüdischen Kultusgemeinde in Erlangen übernahm, kam mit Verzögerung zustande und war ursprünglich nicht seine Idee. „Sarah Leeb und Traudl Buie kamen auf mich zu und meinten, dass ich unbedingt der Vorsitzende des Freundeskreis werden sollte.“ Wegen Zeitmangel hatte er diese Bitte bereits zweimal abgelehnt. „Beim dritten Mal habe ich gemerkt, dass ich mich dieser wichtigen Aufgabe nicht länger entziehen kann.“ Das ist nun im Jubiläumsjahr der Kultusgemeinde fast 10 Jahre her.

Eine Motivation für die Begegnung mit der jüdischen Gemeinde liegt darin, dass „wir ein natürliches Gespräch mit dem Judentum anstreben wollen.“ Es sollen die Menschen erreicht werden, die Herzen der Menschen, nicht nur die Rituale. „Dafür ist der Freundeskreis da. Nicht nur, um den informativen Austausch zu fördern, sondern auch gemeinsame Dinge zu erleben, etwas miteinander zu unternehmen.“ Eine Gelegenheit dafür ist der gemeinsame jährliche Ausflug zu einem Ort, der möglichst einen jüdischen und christlichen Verknüpfungspunkt hat, um locker, zwanglos ins Gespräch zu kommen.

Eine der wichtigen Aufgaben des Freundeskreises ist es, dem Antisemitismus entgegenzutreten. Das bedeutet aber auch, den verantwortungsvollen Umgang mit Sicherheitsvorkehrungen ernst zu nehmen, die gerade in Erlangen der Geschichte in der Stadt geschuldet sind. „Es soll sich so etwas wie der Doppelmord an Shlomo Lewin und Frida Poeschke nicht wiederholen“, sagt Hans-Markus Horst. „Es ist eine schmerzliche Erfahrung in einer Stadt, die mit dieser Geschichte leben muss“, erklärt er mit Sicht auf die Notwendigkeit dieser Sicherheitsvorkehrungen.

Erlangen hat das Stadtmotto „Offen aus Tradition“ – ein problematisches Motto, merkt der Vorsitzende des Freundeskreises an. Es klingt humanistisch, sehr offen, aber „es bildet nicht die historische Realität ab“. Trotz vieler diesem Motto entsprechenden Entwicklungen – Ansiedlung der Hugenotten, Aufnahme der Flüchtlinge nach dem Krieg und wiederum in den letzten Jahren – kaschiert es ein Stück weit andere bedeutsame, geschichtliche Gegebenheiten, wenn aus jüdischer Sicht auf dieses Motto geschaut wird. Hans-Markus Horst führt ein Beispiel

an: „Bereits beim Zuzug der Hugenotten haben diese beim Markgrafen erwirkt, dass sich keine Juden in der Stadt ansiedeln durften.“ Er zählt weiter auf, dass die Universität sich rühmte, die erste judenfreie Uni des Deutschen Reiches zu sein. Das Ehren-Denkmal des jüdischen Arztes Jakob Herz auf dem Hugenottenplatz wurde bereits 1933 abgerissen, das erste jüdische Denkmal, dem unzählige weitere Abrisse folgten. „Es ist durchaus ein Januskopf, der sich hier zeigt.“ Da dann in Erlangen auch noch der erste antisemitische Mord in der Nachkriegszeit in Deutschland von Rechtsextremisten begangen wurde, muss dieses Motto für Juden in der Stadt eher wie Sarkasmus klingen. Hans-Markus Horst schaut sehr ernst. Freundschaft fordert ein besonderes Bewusstsein, vielleicht eine besondere Sichtweise. Er weiß, dass es noch viel zu tun gibt für die Freunde der Jüdischen Kultusgemeinde in dieser Stadt.

Sehr geradlinig und ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen äußert sich der Theologe zur Idee, eine neue Synagoge in Erlangen zu errichten. „Die Synagoge ist ein Wunschprojekt, aber nicht für die ferne Zukunft. Denn diese Gemeinde braucht jetzt einen festen Mittelpunkt, um den sich das Gemeindeleben aufbauen kann.“ Die Provisorien, die seit Jahren bestehen, verbunden mit den Umzügen und dem zeitlichen und emotionalen Aufwand reichen nach Hans-Markus Horsts Ansicht nicht aus, um die Mitglieder der Kultusgemeinde zu halten. „Die Säkularisierung betrifft ja auch die jüdischen Gemeinden, da muss etwas entgegengesetzt werden.“ Die besondere Herausforderung liege darin, einen idealen Standort zu finden, der der gewünschten Größe für die neue Synagoge entspricht und den Sicherheitsanforderungen gerecht wird.

„Es wäre sehr angebracht, endlich die entscheidenden Schritte zu gehen.“ Über Lippenbekenntnisse hinaus müssten konkrete Entscheidungen fallen. Im Bewusstsein der Erlanger Stadtgeschichte müsse ein Zeichen gesetzt werden - „... und zwar jetzt und heute“, führt der Theologe aus. „Der Antisemitismus nimmt zu, auch hier!“ Hass und Ausgrenzung müsse entgegengetreten werden. Das ist nach Hans-Markus Horsts Überzeugung eine Aufgabe der Politikerinnen und Politiker, mehr noch - eine Verpflichtung -, dagegen etwas zu unternehmen. „Hier ein deutliches Zeichen zu setzen, auch aus historischer Sicht und gegen das Verdrängen und Vergessen, ist Aufgabe der Zivilgesellschaft der Stadt Erlangen.“

Bei der Platzwahl ist der überzeugte Kämpfer in der Sache sehr direkt. „Die Synagoge gehört in den Mittelpunkt der Gesellschaft, an einen gut sichtbaren Platz. Nicht versteckt in einem Eichenhain.“ Er weiß um die grundsätzliche Zustimmung mancher Politikerinnen und Politiker, aber es fehle die gemeinsame politische Stoßkraft. Seine Aufgabe und die des Freundeskreises sei klar: „Wir setzen uns für die neue Synagoge ein, die Entscheidung liegt allerdings woanders.“ Es gebe einen Platz, „... der perfekt geeignet ist“. Einen Parkplatz, der von der Universität Erlangen für einige Professoren benutzt wird. Hans-Markus Horst wünscht sich, dass die Universität Erlangen sich ihrer Verantwortung bewusst würde, um ebenfalls ein Zeichen zu setzen. Doch die Gespräche seien mühsam und langwierig. Dennoch bleibe er optimistisch. „Wir müssen da die offenen Worte pflegen, um eine politische Entscheidung zu erwirken.“ Eine Entscheidung, die für ganz Deutschland von Bedeutung wäre!

Hans-Markus Horst pflegt die Freundschaft – eine Freundschaft, die auf Gegenseitigkeit beruht. Und so ist der Freundeskreis eine Facette, die zur Vielfalt der jüdischen Gemeinde in Erlangen gehört.

Der Wunsch zum Jubiläum:

„Die jüdische Gemeinschaft steuert auf eine schwierige Zeit zu. Sie braucht unsere Unterstützung. Ich bin froh über jede und jeden, der sich für unsere jüdische Kultusgemeinde engagiert. Der Umgang mit jüdischen Menschen und der jüdischen Kultur ist einfach nur bereichernd!“

An den Freundeskreis der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen e.V. Rathsberger Str. 8b, 91054 Erlangen

Beitrittserklärung

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum Freundeskreis der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen e.V.

Name: _____

Straße: _____

PLZ Wohnort: _____

Tel.-Nr.: _____

Email: _____

Ort, Datum: _____

Unterschrift: _____

Der Mitgliedsbeitrag und Spenden sind steuerlich absetzbar. Der Mindestbeitrag beträgt **20,00 Euro**.

Hiermit ermächtige ich den Freundeskreis der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen e.V. den jährlichen Mitgliedsbeitrag in Höhe von

_____ €

von meinem Konto per Lastschriftverfahren einzuziehen.

IBAN: _____

Ort, Datum: _____

Unterschrift: _____

Hinweis zum Datenschutz gemäß Datenschutzgrundverordnung (DS-GVO)
Ihre oben angegebenen persönlichen Daten werden ausschließlich für die Mitgliederbetreuung und Mitgliederverwaltung erhoben und verarbeitet.
Diese sind: Eintrag in die Mitgliederliste, Lastschrifteinzug des Beitrags und Informationen per E-Mail über die Vereinsaktivitäten (z.B. Mitgliederversammlungen und Veranstaltungen).

Bildnachweis

Busch, Michael:	Abb. 34, 35, 37, 38, 39, 40, 41
Chaussy, Ulrich:	Abb. 26
diwafilm GmbH:	Abb. 28, 29
Eberstadt, Christof:	Abb. 1, 5, 6, 11, 12, 22, 23, 24, 25, Umschlagbild, Deckblatt
Friedmann, Peter:	Abb. 7
Gerschmann, Irina:	Abb. 42
initiative kritisches gedenken:	Abb. 30, 31
Korschowski, Ekaterina:	Abb. 44
Limburg-Klaus, Ester:	Abb. 36
Mair, Birgit:	Abb. 32, 33
Maisel, Ulrike:	Abb. 45
Malter, Erich:	Abb. 2
Switalski, Martina:	Abb. 14, 16, 17, 18, 21a, 21b
Wagner, Judith:	Abb. 43

Jüdisches Museum Franken, Privatarchiv Ilse Sponzel:	Abb. 15
Stadtarchiv Erlangen	Abb. 3, 8, 9, 10, 13, 19, 20, 27
United States Holocaust Memorial Museum Washington	Abb. 4
Bildbeschreibung	
Titelbild:	Die drei Thorarollen der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen.
Deckblatt:	Mantel der Fleischmann-Thora mit Schild, Thorakronen und Zeiger.

Impressum

Projektkoordination und Gesamtleitung:
Dr. Hans Markus Horst

Redaktion:
Traudl Buie, Christof Eberstadt, Peter Friedmann, Dr. Hans Markus Horst, Sarah Leeb,
Ester Limburg-Klaus, Günter Ünzelmann

Fotos:
siehe Bildnachweis

Bildredaktion:
Christof Eberstadt, Dr. Hans Markus Horst, Oskar Klinga, Ester Limburg-Klaus

Mitarbeit:
Sabine Horst, Ulrike Maisel

Satz und Layout:
Oskar Klinga · 2002-Plus Marketing-Services GmbH · Heßdorf

1. Auflage: 500 Ex.
© 2023

Herausgeber:
Freundeskreis der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen
Rathsberger Straße 8b
91052 Erlangen
1. Vorsitzender Dr. Hans Markus Horst

Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotomechanischen Wiedergabe.
Printed in Germany

Gefördert vom



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie **leben!**